

VERA BLEIBTREU

*Und führe mich nicht in Versuchung...*

KNECHT   
FRANKFURT AM MAIN

*Jede Ähnlichkeit mit lebenden  
oder verstorbenen Personen  
oder mit tatsächlichen Ereignissen  
wäre rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

*Originalausgabe*

*Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany*

*© Verlag Josef Knecht in der Verlag Karl Alber GmbH 2006*

*Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe 2006*

*www.fgb.de*

*Gesamtgestaltung und Konzeption:*

*Weiß – Grafik & Buchgestaltung, Freiburg*

*Illustrationen: Hans G. Weigel, Freiburg*

*Coverabbildung: © ingram*

*ISBN: 978-3-7820-3004-5*



PFARRERIN SUSANNE HERTZ übergab

sich an Ort und Stelle. Was sie für einen Handschuh gehalten hatte, war bei näherer Betrachtung unverkennbar eine Männerhand, mit einem dicken Nagel an den Stamm einer Platane vor der 14-Nothelfer-Kapelle geheftet. Die unmittelbare Reaktion ihres Magens ließ es nicht zu, daß sie die perfekte Maniküre der Nägel zu würdigen gewußt hätte, ganz zu schweigen von der sauberen Art und Weise, in der diese Hand vom Gelenk abgetrennt worden war. Susanne Hertz nahm nur die unschuldig-silbrige Farbe des Nagels wahr, der im Zentrum des Handtellers prangte. «Jesus», stammelte die Pfarrerin, und in der Tat sah die Hand gerade so aus, als ob man sie der Christusfigur abgeschlagen hätte, die nach einem Akt von Vandalismus vor einigen Jahren hatte restauriert werden müssen. Doch dies war nicht die Hand eines Kruzifixus – die eingetrockneten Blutreste, die an der Schnittstelle sichtbaren Knochen sprachen eine deutliche Sprache. Susanne Hertz übergab sich erneut. Erst nachdem sie sich etwas gefangen hatte, war sie in der Lage, die 13 geschächteten Hähne wahrzunehmen, die mit hängenden Kämmen und klaffenden Hälsen so an den Bäumen vor der Kapelle baumelten, als gelte es, den

Wallfahrtsplatz einzurahmen. Der Täter hatte ihre Füße zusammengebunden und sie mit den Köpfen nach unten aufgeknüpft. Mit ihren im Tod weit gespreizten Flügeln wirkten sie wie eine perverse Karikatur der Christusfigur an der Kapelle. 13 Hähne, eine Hand – «Die 14 Märtyrer», stöhnte Pfarrerin Susanne Hertz, «da hat wohl jemand das Wort ‹Blutzeuge› zu wörtlich genommen.» Sie fischte ihr Handy aus der Tasche ihrer Jogginghose und tippte die Nummer, die sie seit einiger Zeit auswendig konnte. Kriminalkommissarin Tanja Schmidt war sofort am Apparat. «Tanja, ich fürchte, hier ist Arbeit für dich», sagte Susanne Hertz gefaßt. «Leider habe ich dir einige Spuren versaut.»

\* \* \*

Pfarrerin Susanne Hertz und Tanja Schmidt hatten sich kennengelernt, als Susanne Hertz ihre Ausbildung zur Notfallseelsorgerin absolviert hatte. Die Pfarrerin, die seit einem Jahr als Vakanzverwalterin in der St. Johannesgemeinde arbeitete, wollte gerne zur sinnvollen Arbeit der Notfallseelsorge beitragen. Wenn ein Verunglückter seelsorglich zu begleiten, eine Todesnachricht zu übermitteln ist oder Angehörige nach einem plötzlichen Todesfall betreut werden müssen, können die Rettungskräfte die Notfallseelsorge alarmieren. Um sich auf diesen Dienst vorzubereiten, sollen die Seelsorger einen Tag mit der Feuerwehr, der Polizei oder in einem Rettungswagen verbringen. Susanne Hertz entschied sich für die Polizei, fuhr mit Kommissarin Tanja Schmidt im zivilen Einsatzfahrzeug durch Mainz, entdeckte ganz unbekannte Seiten an der Stadt, die sie doch so gut zu kennen glaubte, und gewann die Freundschaft der Kommissarin, indem sie sich in einer

schwierigen Situation tapfer und hilfreich erwies. Sie tröstete und beruhigte die verstörten Kinder eines Opfers, so daß Tanja in Ruhe die Zeugen befragen konnte. Als alles überstanden war, lud Tanja die sichtlich mitgenommene Pfarrerin zu einem Schoppen ins Weinhaus «Hottum» ein. In der rauchgeschwängerten, fröhlichen Atmosphäre des Traditionslokals stellten sie bei Riesling und Spundekäs erstaunt fest, daß sie stundenlang miteinander reden konnten, ohne sich zu langweilen. Seitdem trafen sich die beiden Frauen regelmäßig und wurden zu Freundinnen, obwohl sie einen ganz verschiedenen Hintergrund hatten. Tanja war 32 Jahre alt und stammte aus einem einfachen Elternhaus in der Mainzer Neustadt; sie war ungemein ehrgeizig und wollte Karriere machen. Damit hatte sie fast einen gegenläufigen Lebensentwurf zu Susanne, die aus einem gutbürgerlichen Elternhaus stammend den Basisdienst in der Gemeinde jeder Oberkirchenratsstelle vorziehen würde. Was sie gemeinsam hatten: Beide tranken gern ein gutes Glas Wein, liebten Radtouren, konnten im Kino über die selben Szenen lachen und weinen, waren nicht verheiratet – und beide waren evangelisch, Tanja allerdings mehr aus Gewohnheit als aus Überzeugung. Die Freundschaft mit Susanne hatte sie jedoch der Kirche wieder angenähert. Inzwischen ging sie sogar ganz gerne in den Gottesdienst, wenn Susanne predigte.

Tanja war ein drahtiger, durchtrainierter Typ, beim Joggen hängte sie Susanne locker ab. Sie war den Mainz-Marathon schon mehrfach erfolgreich mitgelaufen («Den ganzen, nicht diese Weicheiveranstaltung «Halbmarathon»») und wollte demnächst beim Ironman in Frankfurt mitmachen. Sie hatte raspelkurz geschnittene dunkelbraune Haare und trug meistens Jeans, T-Shirt und Jeansjacke. Als einzigen Luxus leistete

sie sich teure Joggingschuhe, sonst trug sie praktische Schnürschuhe, mit denen ein Mensch einen Tag lang herumlaufen konnte, ohne Blasen an den Füßen zu bekommen – auch da ein Gegensatz zu ihrer Freundin Susanne, die einen Schuhtick hatte und – außer beim Joggen – auf halsbrecherisch hohen Pumps durchs Leben stöckelte.

Obwohl Tanja wesentlich besser lief als Susanne, trafen sich die beiden Frauen regelmäßig zum Joggen im Lennebergwald und festigten mit jedem Lauf und Gespräch ihre Freundschaft. Während Susanne Hertz nun wie ein Häufchen Elend vor der 14-Nothelfer-Kapelle saß und auf Tanja wartete, war sie unendlich dankbar für diese Freundschaft. Ein fremder, am Ende unsympathischer Polizeibeamter wäre ihr jetzt ganz unerträglich gewesen.

\* \* \*

Kriminalkommissarin Tanja Schmidt betrachtete die Schnittwunde an der angenagelten Hand. «Schwer zu sagen, ob da dasselbe Messer benutzt wurde wie bei den Hähnen», meinte sie zu ihrem Kollegen Arne Dietrich. Die beiden waren ein eingespieltes Team und verstanden sich fast ohne Worte. Jetzt sprach Arne aus, was Tanja dachte: «Sind das Satanisten gewesen?» fragte er. «Ob die die Leiche vom Waldfriedhof haben, der ist doch hier gleich um die Ecke? Ich checke das mal.» Tanja nickte mechanisch. Dieser Fall war wichtig für sie. Sie hatte sich für einen Einsatz im Ausland gemeldet, Ausbildung der Polizei in Rumänien. Sollte sie hier irgend etwas Entscheidendes übersehen, dann wäre das ein gefundenes Fressen für ihre Konkurrenten um die Stelle. Sie wollte aber weg, weg aus der Stadt, in der sie geboren worden und aus der sie bis

heute nicht weggekommen war. Hier kannte jeder jeden, Tanja fühlte sich manchmal regelrecht umzingelt. Es war ihr unmöglich, abends wegzugehen, ohne einen alten Schulkameraden oder Freunde ihrer Eltern zu treffen. Ihr Vater war in der Barbarossa-Garde aktiv, ihre Mutter schon in der Mainzer Neustadt geboren und aufgewachsen. Tanja war es genauso ergangen, im Gegensatz zu ihrer Mutter fand sie das aber weder schön noch gemütlich. Zumal sie nun auch beruflich an die Neustadt gebunden war – das Polizeipräsidium stand direkt am Goetheplatz. Tanja haßte es, wenn sie zu ihren Schichten ins Präsidium ging und dabei den Freundinnen ihrer Mutter begegnete, die dank «Tatort» und «Ein Fall für zwei» bestens über ihren beruflichen Alltag Bescheid wußten. Tanja wollte weg, weg aus der Neustadt, weg von ihren Eltern, weg aus Mainz. Sie ahnte, daß sie sich in Bukarest unendlich nach ihrer Heimatstadt sehnen würde, aber erst einmal war ein klarer Schnitt notwendig. Sie beneidete ihre Freundin Susanne, die schon an vielen Orten in der Welt gelebt und gearbeitet hatte. Tanja hätte sich auch für Dubai gemeldet, nur um wegzukommen. Ihre Beurteilungen waren einwandfrei. Doch zwischen ihr und der neuen Stelle stand nun dieser Fall, und sie ahnte, daß es kein leichter Fall sein würde.

Seufzend konzentrierte sie sich wieder auf den Tatort und ihre Freundin, die wie ein Häufchen Elend auf den Treppenstufen der 14-Nothelfer-Kapelle saß. Arne Dietrich hatte inzwischen festgestellt, daß auf dem Waldfriedhof noch niemand zu erreichen war, kein Wunder bei der frühen Uhrzeit. Es war noch nicht 7 Uhr. Das Team der Spurensicherung hatte den Tatort weiträumig abgesperrt, aber Tanja sah auf einen Blick, daß es um die Spuren schlecht bestellt war. Unzählige Menschen liefen jeden Tag an die-

ser Stelle vorbei. Und Susanne hatte die Lage nicht gerade verbessert. Aber Tanja gab zu, daß es einem bei diesem Anblick tatsächlich schlecht werden konnte. Sie sah, daß Susanne zitterte, und wußte, daß ihre Freundin ihr zu diesem Zeitpunkt nicht weiterhelfen konnte. «Ich lasse dich nach Hause bringen.» Tanja nahm Susanne kurz in den Arm. «Fahr nach Hause, wenn ich noch Fragen habe, melde ich mich bei dir. Ich weiß ja, wo ich dich erreichen kann, und heute wirst du wohl kaum noch arbeiten können. Melde dich mal beim Dekan krank, heute brauchst *du* einen Seelsorger. Vielleicht hat ja auch Jens für dich Zeit.»

\* \* \*



*Das war knapp gewesen. Alles war knapp gewesen. Im letzten Moment, als er gerade den Nagel durch die Hand geschlagen hatte, war jemand vorbeigekommen. Aber der Mann hatte nichts gesehen, war betrunken, schwankte an der Kapelle vorbei. Was wäre geschehen, wenn dieser Mensch hingeschaut, die Hähne gesehen, die Hand erblickt hätte? Wäre er jetzt noch am Leben? Oder auch tot? Ist es möglich, zwei Menschen umzubringen und selbst weiterzuleben? Vielleicht war alles auch gar nicht wahr? Vielleicht war alles nur ein Alptraum, und gleich käme das Aufwachen und die Erleichterung? Schließlich war nichts mehr zu sehen, alles war sauber. Die Hände, die Hände... sie fühlten sich an wie zuvor, vielleicht etwas kälter, aber es war ihnen nichts anzumerken. Niemand konnte sehen, daß diese Hände einen Menschen getötet, einen Menschen zerteilt hatten. In den Rillen der Fingerkuppen hatte sich kein Blut festgesetzt, konnte sich auch keines festgesetzt haben. Die Plastikhandschuhe waren*



voller Blut, die Hände nicht. Wer würde die verschmorten Reste dieser Handschuhe im Mülleimer vor den Hochhäusern suchen, wer das Beil und das Messer im Rhein? Und selbst wenn sie jemand finden würde – wer könnte etwas damit anfangen? Ein kleines Beil, ein nicht allzu großes Messer – bestimmt lagen viele Messer im Rhein. Aber die Hände... sie waren doch verändert, fühlten sich anders an. Hatte es einen Fehler gegeben? Ach, es war alles ein Fehler gewesen, von Anfang an. Es war ein Fehler gewesen, diesem Menschen zuzuhören, als er sprach, ja, nicht nur oberflächlich zuzuhören, sondern immer gespannter. Seine Worte waren wie böse Samenkörner gewesen, die tief ins Herz gesunken waren und schreckliche Blumen hervorgebracht hatten. Tödliche Blumen. Wenn sie doch nie über bestimmte Dinge gesprochen hätten, dann könnte er noch leben, dann hinge seine Hand jetzt nicht an der Platane, wenn... Aber er hatte gesprochen, und seine Worte waren durch die Ohren ins Herz gedrungen und hatten böse Blumen hervorgebracht. Eigentlich war er schuld, wer sonst? Er war schuld, weil er die Idee gehabt hatte, weil er gesprochen hatte, weil er nicht seinen Mund gehalten hatte, weil er das gesagt und getan hatte, was er gesagt und getan hatte. Jetzt war er tot und konnte nichts mehr sagen, konnte nicht mehr böse Samenkörner säen, böse Pflanzen in Herzen wachsen lassen. Wer weiß, vielleicht war es ja gut, daß alles so gekommen war, vielleicht gibt es ja Leute, die dankbar sind, daß er nicht mehr lebt? Aber, vielleicht war auch alles nicht wahr. Denn die Hände, die sahen doch ganz aus wie zuvor. Unverändert. Vielleicht nur ein wenig kälter?

\* \* \*

Susanne schaute sich in ihrer schönen Altbauwohnung in der Mainzer Altstadt um. Die Räume unter dem Dach waren lichtdurchflutet und zeugten von Susannes Begabung, einen Raum gemütlich einzurichten. Für Susanne war ihre Wohnung sehr wichtig, ein Refugium, ihr Ort, an dem sie Kraft tanken konnte nach einem anstrengenden Arbeitstag. Ihr Lieblingsstück war ein gemütlicher, antiker englischer Clubsessel aus hellem Leder. Sie hatte lange nach einem solchen bezahlbaren, guterhaltenen Exemplar gesucht und war nicht fündig geworden. Dieses Prachtstück hatte sie auf einem Flohmarkt in Paris entdeckt und sofort erstanden. Sie erinnerte sich noch daran, wie mühsam es gewesen war, den Sessel auf dem Dach ihres alten Alfa Romeos zu verstauen. Das schwere Teil schien den eleganten kleinen Wagen fast zu erdrücken, auch die Zöllner an der Grenze hatten skeptisch geschaut und probeweise an den Gurten gezogen. Aber Susanne hatte sorgfältig geschnürt, und so konnte sie den Transport des kostbaren Stücks unbehelligt fortsetzen. Jetzt stand er vor der trapezartig geformten Gaube ihrer Wohnung, die den Blick auf die Mainzer Altstadt freigab. Susanne liebte es, abends in ihrem Sessel zu sitzen, ein Glas Rotwein zu trinken und über die Dächer von Mainz zu blicken. Was ihre Wohnungseinrichtung betraf, hatte sie keinen bestimmten Stil, sie mixte Möbel, die ihr in Form und Farbe gefielen, mit Mitbringseln aus ihrer Zeit auf Malta und von zahlreichen Urlaubsreisen. Viel Zeit und Mühe hatte sie darauf verwendet, passende Regale und Schränke für die schrägen Wände ihrer Wohnung zu bauen. Ihr Freund Jens Maistrom, der den Schwalbacher Hof in der Altstadt betrieb, wenige Schritte von Susannes Wohnung entfernt, hatte ihr mit seiner handwerklichen Begabung dabei sehr

geholfen. Jens war der geborene Heimwerker und ein Stammkunde aller Baumärkte der Umgebung. So manches Mal hatte Susanne schon gemault, wenn sie einen Samstagvormittag nicht in der freien Natur, sondern im Baumarkt verbrachten, weil Jens wieder etwas in seinem Restaurant verändern oder die Wohnung verschönern wollte. Sein Wagen hätte auch als Dienstfahrzeug eines Handwerkers durchgehen können, und bei ihren häufigen Flohmarktbesuchen liebte Jens es, altes Werkzeug zu erhandeln. Bei der Renovierung ihres Heims waren seine Kenntnisse Gold wert gewesen. Jens hatte mit Begeisterung gespachtelt und gepinselt und sogar eigenständig die Einbauküche in die Schrägen eingefügt. Die Wände der Dachgeschoßwohnung waren hell gehalten, um das einfallende Licht optimal auszunutzen. Farbliche Akzente wurden schon durch ihre Erinnerungsstücke aus aller Welt gesetzt. Die einzelnen Elemente fügten sich, obwohl, oder gerade weil sie so verschieden waren, harmonisch ins Ambiente ein. Aber harmonisch war Susanne heute nicht zumute. Das Bild der angenagelten Hand wollte ihr nicht aus dem Kopf gehen. Sie hatte Dekan Dr. Weimann, ihren sympathischen, väterlichen Vorgesetzten, kurz über die Ereignisse informiert – nur für den Fall, daß ihr Name in den Zeitungen genannt werden sollte. Dann hatte sie mit ihren Eltern und mit ihrem Bruder telefoniert. Jens war, so lange es ging, bei ihr geblieben. Jetzt war sie allein und traurig. Wer konnte so etwas tun, einem Menschen die Hand abhacken, Hähne an Bäume hängen. Sie hatte den ganzen Tag keinen Happen essen können, obwohl ihr Jens etwas Leichtes gezaubert hatte, das sie normalerweise mit Genuß verspeist hätte.

Pfarrerin Susanne Hertz war 37 Jahre alt. Sie war in Bonn als Tochter einer Lehrerin und eines Biologieprofessors geboren worden. Ihr Bruder Sven war zwei Jahre jünger als sie. Susanne hatte ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern, fand es aber wichtig, daß «mindestens 100 Kilometer Luftlinie zwischen uns liegen» – sie fürchtete sonst eine Einmischung in ihr Privatleben.

Ihr Vater war emeritiert und verbrachte jede freie Minute auf der Suche nach seltenen Pflanzen oder Tieren. Von ihm hatte Susanne die Liebe zur Natur geerbt, auch wenn sie jetzt erst einmal von Bäumen mehr als genug hatte. Ihre Mutter arbeitete an einem Bonner Gymnasium als Studienrätin für Deutsch und Französisch – «die denkbar dämlichste Kombination, die ich mir hätte aussuchen können, du kommst aus dem Korrigieren gar nicht mehr heraus. Mathe und Sport, das wär's gewesen!» Von der Mutter hatte sie ihren Sinn für die schönen Seiten des Lebens, ein gutes Essen, einen phantasievoll dekorierten Tisch, einen Sonnenuntergang am Rhein, und eben ein intuitives Gespür für Innenarchitektur.

Susanne war nicht verheiratet, aus irgendwelchen Gründen, die ihr selbst nie ganz klar wurden, war ihr nie der richtige Mann begegnet. Sie hatte zwar immer wieder Beziehungen, aber zum Zusammenleben hatte es nie gereicht. Ihre Liebe zum Mainzer Gastronom Jens Maistrom war jedoch vielversprechend. Susanne konnte sich zum ersten Mal in ihrem Leben vorstellen, ihr Doppelbett (sie hatte schon immer eins gehabt, auch zu Studentenzeiten, weil sie einfach Platz zum Schlafen brauchte) dauerhaft mit einem Exemplar der «Spezies Mann» zu teilen. Gerade waren die beiden von einem spontanen Kurzurlaub aus Paris zurückgekommen.

Ihre Schwägerin Sabine hatte sich schon oft «mitfühlend» erkundigt, wie es denn mit ihrer biologischen Uhr stünde. Susanne hatte solche Bemerkungen immer vehement zurückgewiesen, obwohl sie sich heimlich schon eingestand, daß es langsam Zeit wurde. Auf der anderen Seite wußte sie nicht, wie sie Kinder mit ihrem Beruf als Pfarrerin verbinden könnte und wie Jens und sie bei ihren Arbeitszeiten ein Familienleben gestalten sollten.

Susanne haderte immer wieder mit ihrem Körper. Sie fand sich «mittelbraun, mittelschlank, mittelgroß und mittelschlau.» Sie maß 1,65 Meter und schwankte zwischen Kleidergröße 40 und 42. Einmal alle sechs Wochen gönnte sie sich einen Friseurbesuch bei Marc in Frankfurt, ein Luxus, den sie seit Jahren, einmal abgesehen von der Zeit auf Malta, trotz Stau auf der A66 auf sich nahm, weil «ich mich anschließend ja wieder sechs Wochen im Spiegel anschauen muß. Ein schlechter Schnitt macht mir einfach schlechte Laune.» Marc gelang, was bei früheren Coiffeuren trotz Dauerwellen, Farbversuchen und Strähnchen nie funktionierte (Susanne hatte sich Fotos als schmerzhafte Dokumentation dieser Fehlleistungen aufbewahrt, nur für den Fall, daß sie einmal in Versuchung käme, Marc untreu zu werden) – er verpaßte ihr jedes Mal einen Haarschnitt, mit dem sie sich wohl fühlte.

Sie trug gern sportliche Kleidung, abends konnte es auch mal richtig schick sein. Sie hätte gerne eine Kleidergröße weniger und hatte schon alle möglichen Diäten ausprobiert, die jedoch keinen langfristigen Erfolg hatten. Sie hatte einen Schuhtick und konnte an einem witzigen Paar einfach nicht vorbeigehen. In ihrer Wohnung zeugten vier prallgefüllte IVAR-Regale von dieser Leidenschaft. Wenn

eine Sohle nur einen Hauch schiefgelaufen erschien, rannte sie sofort zum einzigen Menschen, dem sie ihre Schuhe anvertraute, einem Schuster in der Schulstraße in Mainz-Gonsenheim, der auch alte Lieblingsstücke wieder in Form bringen konnte.

Das einzige, was Susanne einfach schön an sich fand, waren ihre usambaraveilchenblauen Augen, die in reizvollem Kontrast zu ihren braunen Haaren standen («Eine der sieben Schönheiten – blaue Augen und braune Haare», sagte ihre Mutter immer). Sie hatte große, weit auseinanderstehende Augen mit dichten Wimpern und Augenbrauen, die deutlich und klar wie gezeichnet waren, nie mußte Susanne ihre Brauen in Form zupfen.

Im Moment waren diese schönen Augen aber vom Weinen gerötet und geschwollen. Und ihre Stimme klang noch ziemlich schwach, als Tanja abends anrief und über den Fortgang der Ermittlungen berichtete.

«Wir mußten den Lennebergwald komplett abriegeln, kannst du dir vorstellen, was für ein Aufwand das war?» Tanja klang erschöpft. Sie war den ganzen Tag auf den Beinen gewesen und was sie erlebt hatte, war selbst für eine erfahrene Polizistin wie sie schwer zu ertragen gewesen. Mit Leichenspürhunden hatten sie den Wald systematisch durchkämmt und nach und nach fast alle Teile der Leiche gefunden. Es war eine ekelhafte und mühsame Arbeit gewesen. Tanja mochte nicht darüber nachdenken, was mit den noch fehlenden Gliedmaßen geschehen war. Den Kopf hatten sie in der Nähe eines Spielgeländes gefunden, die Kommissarin war froh, daß kein Kind diesen grausigen Fund gemacht hatte. Der Kopf erhöhte aber die Wahrscheinlichkeit der Identifizierung. Jetzt gingen sie die Ver-

mißstanzeigen durch, am folgenden Tag sollte in beiden Mainzer Zeitungen und in den Lokalbeilagen der überregionalen Blätter eine Zeichnung des Gesichts veröffentlicht werden. Tanja hoffte auf eine schnelle Identifizierung, denn sie wußte, daß die ersten Tage nach einem Verbrechen die entscheidenden waren. Jede Verzögerung verringerte die Chancen, den Täter oder die Täterin zu ermitteln. Dann drängte Tanja Susanne dazu, das Laufen nicht wegen der schrecklichen Ereignisse des Tages aufzugeben. «Im Gegenteil, du mußt gerade jetzt laufen, das ist wie nach einem Unfall – wenn du da nicht wieder Auto fährst, traust du dich nie wieder. Paß auf, sobald ich Luft habe, rufe ich dich an und wir laufen gemeinsam.» Zögernd stimmte Susanne zu. Sie wußte, daß Tanja recht hatte, aber ihr war schon übel bei dem Gedanken, an der 14-Nothelfer-Kapelle vorbeilaufen zu müssen. Sofort stand das Bild der angengelten Hand wieder vor ihrem inneren Auge, und sie war froh, daß sie den ganzen Tag nichts gegessen hatte.

\* \* \*



Tanja Schmidt war mit ihrem Kollegen Arne Dietrich nach Mainz-Gonsenheim unterwegs. Die Veröffentlichung des Fotos in der AZ hatte den entscheidenden Hinweis gebracht. «Es ist bestimmt mein Onkel Steffen Vogel», erklärte ein Christian Vogel am Telefon. «Ich habe ihn nicht vermißt, weil ich dachte, er wäre spontan nach Asien geflogen. Er arbeitet ja nicht mehr, und wir hatten nicht so ein enges Verhältnis, daß er mich über jeden seiner Schritte informiert hätte. Also, mein Onkel heißt Steffen Vogel, er hat bis vor kurzem bei Mainz-Glas als Leiter eines Entwicklungsstabs gearbeitet und wohnt in der Friedrich-

straße in Mainz-Gonsenheim.» Nein, er habe keinen Schlüssel zum Haus seines Onkels, er habe ja gesagt, daß er kein wirklich enges Verhältnis zu seinem Onkel hatte. Christian Vogel erklärte sich bereit, seinen Onkel zu identifizieren, er müsse jetzt zur Arbeit und käme gleich am Nachmittag.

Tanja und Arne machten sich umgehend auf den Weg, um das Haus von Steffen Vogel zu durchsuchen. Vielleicht würde sich dort ein Hinweis auf Motiv und Täter finden. Das Haus in der Friedrichstraße wurde durch eine hohe Buchsbaumhecke vor neugierigen Blicken geschützt. Tanja und Arne schlossen ihren Opel ab und versuchten vergeblich, durch das dichte Grün zu schauen. «Die perfekte Einladung an Einbrecher, da hilft auch die Alarmanlage nicht viel», meinte Arne. Ihr Spezialschlüssel öffnete das Tor. Der Garten war puristisch gestaltet, ein sorgfältig getrimmter Rasen, sonst nichts, nicht einmal die sonst obligatorischen Rosen. Das Haus selbst war ebenfalls schnörkellos, ein transparenter, einstöckiger, großzügiger Flachdachbau mit viel Glas. Tanja bewunderte die klare Architektur, so würde sie selbst auch gerne wohnen. Selbstverständlich hatte Vogel in seinem Haus auf Vorhänge verzichtet. Wozu auch, kein Nachbar konnte von seinem Anwesen aus das Haus erkennen, geschweige denn hineinschauen. Tanja trat an das Terrassenfenster und spähte ins Haus. Was sie sah, genügte. «Da ist uns jemand zuvorgekommen, alarmiere schon mal die Spurensicherung.» Tanja streifte sich Plastikhandschuhe über und öffnete die Haustür. Vorsichtig gingen Arne Dietrich und sie durch die Räume. Doch der, der hier alles durchsucht hatte, war schon lange weg. Er oder sie hatte ganze Arbeit geleistet. Tanja stellte sich vor, daß in den Räumen sonst eine peinliche Ordnung



herrschte. Obgleich die Luft etwas stickig war – die Fenster waren dicht geschlossen –, atmete das Haus eine tiefe Sauberkeit. Es brauchte Ordnung und Klarheit, um wirken zu können, und sein Besitzer hatte dafür keinen Aufwand gescheut. Eingebaute weiße Wandschränke und Sideboards in Anthrazit boten Stauraum und einen reizvollen Kontrast. Tanja erkannte, daß ihre schlichte Form eine Wohltat für das Auge darstellte und Ruhe vermittelte. Aber jetzt war die Ordnung zerstört, die schmalen, niedrigen Sideboards waren aufgerissen und durchwühlt worden, Servietten und Besteck lagen auf dem Boden. Wer auch immer hier am Werk gewesen war, hatte etwas Bestimmtes gesucht, denn das Silberbesteck war wertvoll, das sah man auf den ersten Blick. Mit einer gewissen Trauer blickte Tanja Schmidt auf die Überreste eines schönen Rosenthal-Services, das vor den offenen Türen des Wohnzimmerchranks zerbrochen auf dem Boden lag. Im Schlafzimmer bot sich das gleiche Bild: Der graue Einbauschränk, der eine ganze Wand des Zimmers einnahm, war geöffnet, alle Kleidungsstücke waren herausgezerrt worden. Sogar die Matratze des schlichten Betts hatte jemand aufgeschlitzt, angehoben und zur Seite geschoben. Das Arbeitszimmer sah noch schlimmer aus. Jede Wand dieses Zimmers war mit hohen Bücherregalen gefüllt, aber die Bücher, die sonst gewiß akkurat an ihrem Platz standen, waren aus den Regalen gerissen worden. Tanja ersparte es sich, über die Bücher zu steigen, die den Boden wie ein dicker Teppich bedeckten. Seinen Schreibtisch hatte sich Vogel aus einer starken Panzerglasscheibe anfertigen lassen, die auf rohen Eisenstangen ruhte. Der Rost der Stangen und das schwere, aber transparente Glas bildeten einen reizvollen Gegensatz. Auf dem Schreibtisch hatte jemand

offensichtlich den kompletten Inhalt der Schubladencontainer ausgeleert. In der geräumigen Küche aus Chrom, die professionell eingerichtet war und ein Vermögen gekostet haben mußte, waren ebenfalls alle Schubladen ausgeleert worden. Arne Dietrich und Tanja Schmidt sahen sich an. Sie hatten ähnliche Gedanken. Wer auch immer hier etwas gesucht hatte, er oder sie hatte es nicht gefunden. Das Chaos wirkte fast verzweifelt, die Zerstörung nicht planmäßig, sondern wie das Ergebnis einer wilden, letztlich hoffnungslosen Suche. Und die Türen waren nicht aufgebrochen worden, auch die Fenster waren intakt. Die Alarmanlage war nicht losgegangen, offensichtlich hatte jemand einen Schlüssel zu dem Anwesen gehabt. Aber wer? Eine Putzfrau, ein Hausverwalter, ein Nachbar? Christian Vogel leugnete, einen Schlüssel zu besitzen. Eine Person allerdings verfügte mit Sicherheit über die Schlüssel: der Mörder oder die Mörderin.



\* \* \*

Es regnete in Strömen, Susanne konnte von ihrem Zimmer aus den Dom nur noch als grauen Schemen erahnen. Sie nagte an einer Möhre, ihr spontaner Kurztrip nach Paris vor einer Woche hatte deutliche Spuren auf ihren Hüften und an ihrem Bauch hinterlassen. «Es war eine pfundige Reise», dachte sie, während sie lustlos an der Rübe knabberte. «Und Möhren sollen ja auch gut für die Augen sein.» Obwohl ihre Augen, sehr zum Leidwesen ihrer Grundschul Kinder, die sie einmal in der Woche in Religion unterrichtete, ausgezeichnet funktionierten. In Paris hatte sie viel zu viel geschlemmt, durchaus auch aus Frust, wenn sie ehrlich zu sich war. Denn von ihrem ersten kleinen

Urlaub mit Jens hatte sie sich mehr versprochen. Und ein Urlaub war schon lange überfällig. Als selbständigem Gastronom fiel es Jens aber schwer, sich wie ein Arbeitnehmer geregelten Urlaub zu nehmen.

Jens und sie hatten sich kurz nach ihrer Ankunft in Mainz kennen gelernt. Jens war Pate bei einer Taufe gewesen, und nachmittags hatte die Familie Susanne zum Kaffeetrinken eingeladen. Jens und sie waren sich schnell sympathisch gewesen. Susanne Hertz war auf ihre Art attraktiv, merkte das aber selbst nicht richtig. Überhaupt schätzte sie sich selbst immer unbedeutender ein, als sie tatsächlich war. Sie war jedes Mal erstaunt, wenn ein Mann sie ansprach und mit ihr flirten wollte. Bei Jens war alles so selbstverständlich gewesen, daß ihre üblichen Minderwertigkeitskomplexe in Sachen Attraktivität wie weggeblasen waren. Der große, schlanke, jugenhaft wirkende Mann hatte sie mit seinem Charme verzaubert. Er hatte so eine Art, schelmisch zu grinsen, die ihm sofort einen Weg zu Susannes Herz gebahnt hatte. In seine großen, braunen Augen, die so warm und liebevoll schauten, daß Susanne den Blick gar nicht abwenden mochte, mußte sie sich einfach verlieben. An diesem Nachmittag trug er ein schwarzes Poloshirt, das durchtrainierte Oberarme sehen ließ, und eine schwarze Jeans, in der endlos lange Beine steckten. Sein helles, leichtes, gutgeschnittenes Sakko hatte er locker über die Stuhllehne gelegt. Er wirkte so, als ob er sich sehr wohl in seinem Körper fühlte, er bewegte sich mit selbstverständlicher, natürlicher Eleganz. Dabei war er kein Intellektueller, eher jemand, der wußte, wo er anpacken muß und kann. Einer, den jeder Mensch gerne als Freund hätte – verlässlich und ehrlich. Außerdem faszinierte es Susanne, wie begeistert Jens von seinem Lokal Schwalba-

cher Hof erzählte. Er war wirklich Koch und Gastronom mit Leib und Seele. Susanne beeindruckte die Energie, mit der sich Jens auch mit den Details der Einrichtung beschäftigt hatte. Er erzählte, was für ein düsteres Loch er vorgefunden und wie er es mit indirekten Lichtquellen, die die Natursteinwände effektiv in Szene setzten, dank leichter, geschmackvoll wirkender Tische und Stühle aus Gußeisen und hellem Holz in einen Ort verwandelt hatte, an dem man sich gerne aufhielt. Bewußt hatte Jens auf das üppige Dekor, das seine Vorgängerin ihm hinterlassen hatte, verzichtet. Bunte, schmale Läufer verdeckten nicht das schön gemaserte Holz der Tische, sondern betonten ihren Reiz. Auch beim Blumenschmuck hatte sich Jens wohltuend zurückgehalten. Auf jedem Tisch fand sich eine einzelne Blume in einer eleganten, schmalen Vase. Der Schwalbacher Hof war Jens' erstes Lokal. Zuvor hatte er in großen Häusern in Deutschland und in der Schweiz gearbeitet. Wenn er von seinem eigenen Lokal sprach, dann leuchteten Jens Maistroms Augen. In Susanne lernte er eine Frau kennen, für die ungewöhnliche Arbeitszeiten eine Selbstverständlichkeit waren und die sich – wie er – für ein gutes Essen und ein schönes Ambiente begeistern konnte. Sie hatte auch Verständnis für seine Sorgen – der Kauf des Schwalbacher Hofes hatte Jens finanziell bis an die Grenze gefordert und in hohe Schulden gestürzt. Die Umgestaltung des Lokals hatte darüber hinaus hohe Kosten verursacht. Seine Eltern, die eine kleine Bäckerei und Konditorei in Nastätten im Taunus betrieben, hatten ihn zwar nach Kräften unterstützt und für ihren Sohn die letzten Ersparnisse geopfert, leider waren sie selbst aber vollauf damit beschäftigt, mit ihrem Betrieb das eigene Auskommen zu sichern. Immerhin hatten sie Jens die Begabung für Des-

serts und Patisserie, eine große Leidenschaft fürs Süße mitgegeben. Jens erzählte Susanne, wie er schon als Kleinkind, mit einer mit Kartoffelbrei gefüllten Spritztülle bewaffnet, übte, wie man Torten dekoriert.

Bei seinen Erzählungen mußte Susanne einfach lachen. Sie stellte sich den großgewachsenen, schlaksigen jungen Mann mit einer Kartoffelbrei-Spritztülle in der Hand vor. Die erstaunte Taufgesellschaft wurde Zeuge, wie die oft so zurückhaltende Pfarrerin den Kopf übermütig nach hinten warf, eine Anekdote an die andere reihte, mit Erinnerungen an ihre Zeit auf Malta amüsierte und der sonst eher schweigsame Pate sich als Charmepaket entpuppte, das witzige Bonmots in die Tischrunde warf. Am Ende des Nachmittags lud Jens sie ein, doch einmal die Küche des Schwalbacher Hofes kennenzulernen. Susanne nahm die Einladung dankend an, und ein Menü und viele lange Spaziergänge am Rhein später wurden die beiden, fast zu ihrem eigenen Erstaunen, ein Paar. Oft holte Susanne ihren Jens abends im Lokal ab, die beiden tranken dann noch einen Absacker an der Bar und erzählten sich ihren Tag. Wann immer sie Zeit hatten und Jens sich von seinen Baumärkten losreißen konnte, fuhren sie mit dem Rad zu den schönen Zielen der Umgebung, erkundeten das Rheingau und Rheinhessen, wanderten auf den Hügeln des Mittelrheintals und genossen es einfach, einen liebevollen Menschen an ihrer Seite zu wissen. Susanne begleitete Jens auch gerne auf seinen beruflichen Erkundungstouren in die Eifel, wo er auf der Suche nach Bauern war, die ihre Tiere artgerecht hielten. Jens wußte, daß dieses Fleisch einfach anders schmeckte. Er hatte seine bevorzugten Schäfer, die ihm Lammfleisch von vorzüglicher Qualität lieferten. In den nahen Weinregionen Rheinhessen, Rheingau und

der Pfalz forschte er nach jungen, unbekanntem Winzern, die mit der gleichen Liebe wie er an der Qualität ihrer Produkte arbeiteten. Susanne hörte ihrem Freund gerne zu, wenn er mit einem Winzer über einen neuen Wein diskutierte, probierte, den Tropfen kauend, schmeckend, sorgfältig prüfend. Sie mochte die Ausflüge zu den alten Schäfern, die genau wußten, wo die beste Weidefläche für ihre Schafe war, und die mit Schäferstab, breiten Hüten und ihren geschäftig hin und her laufenden Hunden wie aus biblischen Zeiten entsprungen schienen. Ihr Vater als Biologe hatte in ihr zwar durchaus das Interesse für die Natur geweckt, aber Vaters Biologiestudien waren doch etwas ganz anderes als dieses ursprüngliche Leben mit den Tieren. «Der Herr ist mein Hirte» – den 23. Psalm, den sie so oft allein und mit ihren Konfirmandinnen und Konfirmanden gebetet hatte, gewann einen ursprünglichen Klang. Und nachdem sie einmal zugesehen hatte, wie die Lämmer ihrem Schäfer ganz ohne Arg und mit großen, vertrauensvollen Augen zur Schlachtung folgten, da verstand sie die biblischen Worte ganz neu: «Er war wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wurde, und tat seinen Mund nicht auf.» Mit Jens eröffnete sich ihr eine bislang unbekannte, aufregend sinnliche Welt. Susanne lernte, wie viel Mühe und Schweiß es kostet, ein Lamm aufzuziehen, einen guten Wein zu produzieren, ein Feld mit Gemüse zu bestellen. Sie merkte, wie sie Achtung gewann vor den Speisen, die sie zuvor mit Genuß, aber ohne länger nachzudenken, zu sich genommen hatte. Sie fühlte, wie ihr Leben dadurch Tiefe gewann.

Umgekehrt interessierte Jens sich für ihren Arbeitstag, hörte aufmerksam ihren Predigten zu und äußerte offen Zustimmung und Kritik. Manchmal las sie ihm deshalb

ihren Entwurf vor und korrigierte und verbesserte, wenn er etwas unverständlich fand. Wenn Susanne zum Religionsunterricht in die Schule mußte, stand er tapfer auf, um mit ihr das Frühstück zu teilen, und einmal war er sogar als männliche Begleitperson zu einer Konfirmandenfreizeit mitgefahren. Susanne, die so auf ihrer Unabhängigkeit bestand, fand es plötzlich sehr angenehm, ein Gegenüber zu haben und die knappe freie Zeit mit ihm zu verbringen.

Nur für einen Urlaub hatte die Zeit bisher nicht gereicht. Deshalb war Susanne auch so glücklich gewesen, als Jens ihr die Fahrt nach Paris vorgeschlagen hatte. Nur, daß die gemeinsamen Kurzferien dann eben nicht so schön waren, wie sie es sich vorgestellt hatte.

Sicher, Jens war zärtlich gewesen, aber diese intensive Vertrautheit der ersten Monate war nicht mehr zu spüren gewesen. «Das ist wahrscheinlich normal, wenn die Schmetterlinge sich verflattern», wollte sich Susanne trösten. Aber so richtig funktionierte dieser Trost nicht. Und so hatte sie jeden Abend in den von Jens kenntnisreich ausgewählten Lokalen kräftig zugelangt und mehr Rotwein getrunken, als gut für ihren Bauchspeck war. Nach zwei großen Gläsern Bordeaux sah die Welt schon viel freundlicher aus. «Jedes Gramm Alkohol hat mehr Kalorien als ein Gramm Fett», dachte sie zerknirscht an die Mahnungen ihrer Freundin Tanja. Alkohol war auch kein dauerhafter Seelentröster, das war Susanne schon bewußt. Sie hatte sich einfach zu sehr über die spontane Einladung von Jens gefreut und sich so viel von der Reise versprochen. Susanne fragte sich, ob sich durch die lange Wartezeit die Erwartungen nicht zu sehr hochgeschraubt hatten. Denn es war ja schön gewesen, nur nicht so richtig schön. Dabei

hatte alles ganz romantisch begonnen. Jens hatte ihr den Baedeker von Paris geschenkt (und offensichtlich vergessen, daß sie dort ein Jahr studiert und den Baedeker in dieser Zeit fast auswendig gelernt hatte). Aber die Idee war schon süß gewesen und sein bittender Augenaufschlag unwiderstehlich: «Komm, ich mach den Schwalbacher Hof über die Brückentage zu, die meisten Leute sind sowieso aus Mainz geflüchtet. Außerdem soll das Wetter schön werden, da sitzen die Leute lieber draußen. Wir beide können doch auch ein paar freie Tage gut gebrauchen, was meinst Du? Ich hätte Lust auf Paris, die Stadt der Liebe!» Susanne war sprachlos gewesen, vor Überraschung und vor Freude über die unerwartete Einladung. Sie hatte das bißchen Ärger darüber, daß Jens an ihre beruflichen Verpflichtungen offenbar keinen Gedanken verschwendet hatte, heruntergeschluckt. Ein Wochenende mit gleich zwei Gottesdiensten, wie sollte sie da in der kurzen Zeit eine Vertretung finden? Sie hatte sich dann getraut, die Kollegin aus dem Schlesischen Viertel anzurufen, die auf den Pfarrkonferenzen immer so gestylt und überlegen wirkte und vor der viele Kollegen offensichtlich einen Heidenrespekt hatten. Sie selbst hätte schon länger gerne ein paar Worte mit ihr gewechselt, war neugierig, worüber Pfarrerin Dr. Daubmann promoviert hatte und was sie privat und beruflich so interessierte. Sie wollte sich aber nicht aufdrängen und fand einfach keine Idee für einen Gesprächseinstieg. «Frau Kollegin, Sie sehen gar nicht wie eine Pfarrerin aus», das klang sogar in ihren Ohren nur blöd. Jetzt hatte sie wirklich ein Anliegen. «An Himmelfahrt bin ich nicht dran, und in der Johanniskirche wollte ich schon immer mal predigen, das ist mal was anderes als mein Zelt hier in der Oberstadt», meinte Pfarrerin Dr. Daubmann.



Die Idee des Architekten der Melanchthon-Gemeinde war es, das biblische Bild von der «Kirche als Zelt» baulich darzustellen. Susanne fand das Ergebnis nicht wirklich überzeugend. Frau Daubmann fuhr fort: «Und für den Sonntag Exaudi empfehle ich Ihnen Prädikant Eiselmann. Den können sie beruhigt einsetzen. Solide Predigt, Eiselmann ist Altsprachler, der übersetzt noch selbst aus dem Griechischen, geistreich, immer eine Anspielung aus der Literatur, gut konservativ eben. Würde mir wünschen, mancher Kollege würde sich die Mühe geben. Wenn Sie mir Ihre Gottesdienstordnung faxen oder mailen, die brauche ich natürlich. Sie wissen ja, typisch evangelisch und typisch Mainz – hier hat jede evangelische Gemeinde ihren eigenen Gottesdienstablauf. Aber wenn Sie mir die Version der Johanniskirche zukommen lassen, dann werde ich den Gottesdienst schon bewältigen.» Die Daubmann kicherte. «Ganz herzlichen Dank», freute sich Susanne, «Sie wissen gar nicht, was für einen Riesengefallen Sie mir damit machen. Mein Freund hat mich nämlich zu einem Kurztrip nach Paris eingeladen.» «Na, das wird wohl eine kulinarische Reise werden», überraschte Irene Daubmann Susanne. «Sie sind doch mit dem Maistrom vom Schwabacher Hof zusammen, oder?» «Woher wissen Sie das denn?» entgegnete Susanne verblüfft. «Meine Liebe, wenn hier jemand interessant ist im Kollegenkreis, dann interessiert man sich eben für ihn oder sie. Und Sie sind doch interessant, oder nicht?» Susanne merkte, wie sie rot wurde, und bangte einen irrationalen Augenblick lang, die Daubmann würde das durch das Telefon sehen. «Wenn Sie wieder aus Paris zurück sind, können wir ja mal einen Tee trinken», meinte Irene Daubmann. Susanne fand ihre Sprache wieder. «Das ist so nett von Ihnen, daß Sie mir die-

sen Gottesdienst abnehmen, wie wäre es mit einer Einladung zum Essen als kleines Dankeschön? Mein Freund kocht wirklich gut.» «Na, das nehme ich aber gerne an», klang es fröhlich durchs Telefon. «Nach der Bibel kommen bei mir gleich der *Gault Millau* und der *Amuse Gueule*. Also, schöne Tage in Paris, und ich werde Sie an die Einladung erinnern, verehrte Kollegin. Gute Reise!»

Ja, und so war sie mit Jens in die Stadt gefahren, in der sie ein Jahr studiert hatte, mit so wenig Geld, daß sie sich nur von der wenig ansprechenden Mensakost ernähren konnte. «Gewichtsprobleme hatte ich in der Zeit noch nicht», dachte sie selbstkritisch und kniff sich vor dem Spiegel in den Bauchspeck. Im Gegenteil, sie rührte sich damals immer Zucker in den Kaffee, um nicht zu dünn zu werden, und war froh, wenn sie mal jemand zum Essen einlud und sie so richtig schlemmen konnte. Doch niemals hätte sie sich diese Köstlichkeiten leisten können, mit denen Jens sie nun verwöhnt hatte und deren speckige Auswirkungen bei einem seitlichen Blick in den Spiegel erschreckend deutlich zu sehen waren. Auch deshalb wäre es ihr lieber gewesen, er hätte sie mit ein wenig mehr Nähe verwöhnt. Denn, so zärtlich er sich auch gab, sie spürte, daß er in Gedanken oft nicht bei ihr war. «Ich gebe zu, unser Urlaub ist auch ein bißchen Arbeitsurlaub», meinte er auf ihre vorsichtige Nachfrage. «Ich muß einfach sehen, wie die Trends laufen, und Paris ist immer noch eine Ideenschmiede, auch wenn Spanien zur Zeit ungemein aufholt. Bitte, Süße, sei nicht sauer, ich liebe dich doch, aber ich muß einfach informiert sein, und das geht am besten mit meiner Zunge und meinem Gaumen.» «Wenn du deine Zunge auch noch in anderen Bereichen einsetzt, soll es mir ja recht sein», schmolte Susanne. Dann lenkte sie aber ein.

Sie konnte Jens auch verstehen. Die Konkurrenz in der gehobenen Gastronomie war groß, auch in Mainz. Besonders mit der seit langem etablierten Goldenen Gans unter der Leitung von Ingo Bauernberg hatte Jens eine veritable Rivalin. In der letzten Ausgabe von *Amuse Gueule* hatte Bauernberg mit 13 von 20 möglichen Löffeln zwar noch deutlich weniger Anerkennung gefunden als Jens mit seinen 16 Löffeln. Aber ausruhen konnte er sich auf diesen Löffeln nicht. «Da könnte ich gleich den Löffel abgeben», meinte Jens selbstironisch. «Nun, es gibt langweiligere Arbeitsessen», Susanne küßte ihren Jens herzlich, «aber du mußt die gewichtigen Folgen dieser Arbeit auch lieben! Bevor wir jetzt in den nächsten Freßtempel pilgern, möchte ich dir jedoch die Tempel zeigen, die mir in meiner Pariser Zeit wichtig waren, «temples» heißen nämlich die evangelischen Kirchen in Frankreich. Und in der freien evangelisch-reformierten Fakultät warst du auch noch nicht mit mir. Dabei ist das kleine Stadtpalais ein entzückender Bau, allerdings direkt neben dem Gefängnis «Santé». Deshalb war ich auf dem Heimweg als Studentin immer ganz sicher. Bei so viel Polizei, die das Gefängnis bewachte, konnte einem abends nicht mehr viel passieren. Willst du auch noch die Katakomben von Paris an der Place Denfert Rochereau besichtigen, in ihnen befand sich das Zentrum des Widerstands während der Besatzungszeit? In den Katakomben haben sie auch alle Knochen der Pariser Friedhöfe säuberlich aufgestapelt.» «Ach, nein danke, da vergeht mir ja der Appetit», wehrte Jens hastig ab, aber deine Faculté de théologie protestante sehe ich mir gern an.» «Du hast dir ja den Namen gemerkt», meinte Susanne gerührt und nahm ihren Jens in den Arm. Er war schon ein Schatz, aber eben ein Schatz, der mit seinen Gedanken

immer wieder woanders war. «Wahrscheinlich können eine Pfarrerin und ein Gastronom nirgendwo auf der Welt völlig unbeschwert Urlaub machen», dachte Susanne. «Bei jeder Kirche, die wir besichtigen, denke ich an meinen Beruf, und bei jedem Restaurantbesuch beurteilt er unwillkürlich die Qualität der Küche. Wenn es gut läuft, haben wir deshalb viel Verständnis füreinander.»



\* \* \*

Die Empfangsdame in der Zentrale von «Mainz-Glas» führte Tanja ins Büro von Dr. Brandes. «Schmidt, Kriminalpolizei. Ich ermittle im Mordfall Steffen Vogel», erläuterte Tanja knapp. «Können Sie mir Näheres über ihn erzählen?» Dr. Brandes war vorbereitet, er hatte die Zeit seit dem Anruf der Polizei, die ihn über den gewaltsamen Tod seines ehemaligen Mitarbeiters informierte, offensichtlich genutzt. Er warf nur einen kurzen Blick auf die Personalakte, die aufgeschlagen vor ihm lag. «Vogel war seit 1985 bei uns, in der Produktentwicklung. In den letzten Jahren hat er an der Entwicklung eines besonders harten und zugleich leichten Glasmaterials gearbeitet. Die Einzelheiten dürften Sie nicht interessieren, nur soviel: Vogel ist es gelungen, ein Material zu entwickeln, das sogar Explosionen in unmittelbarer Nähe übersteht. Das Glas ist schußfest und splittert nicht. Dank dieser Entwicklung ist unsere Position in der Glasproduktion noch einmal deutlich gefestigt worden – und das ist bei der Konkurrenz im Bereich Glas, allein schon hier in Mainz, denken Sie an SCHOTT-Glas – entscheidend wichtig. Die Nachfrage nach dem neuen Glas ist so groß, daß wir mit der Produktion kaum nachkommen.» «Und Vogel hat die-

ses Glas erfunden?» fragte Tanja ungläubig. «Natürlich in einem Team, aber er war der Leiter dieses Teams, das er sich handverlesen selbst zusammengestellt hat.» «Dann mußte er also nicht ihr Unternehmen verlassen, Sie haben ihm nicht gekündigt?» «Aber im Gegenteil, als er uns mitteilte, daß er unser Unternehmen verlassen will, haben wir ihm die Leitung unseres Tochterunternehmens in Singapur angeboten, doch er hat abgelehnt. Er habe andere Pläne, hat er dem Vorstand erklärt, und Singapur sei für ihn sowieso keine Option. Sie haben ihm dann Ungarn angeboten und ihm außerordentliche Arbeitskonditionen angeboten, er hätte blockweise arbeiten und seinen Urlaub am Stück zu jeder ihm genehmen Zeit im Jahr nehmen können, aber er wollte einfach nicht. Er wollte einen Auflösungsvertrag.» «So alt war er doch noch nicht», überlegte Tanja laut. «Wie konnte er denn eine frühe Berentung finanzieren – oder hat er einen neuen Arbeitsplatz im Blick gehabt? Bekam er denn einen Anteil an dem, was durch dieses Glasgeschäft erwirtschaftet wird?» «Von einem neuen Arbeitsplatz weiß ich nichts, er wollte auch kein Zeugnis. Das Patent für das Spezialglas gehört natürlich uns», erläuterte Brandes. «Aber so erfolgreiche Mitarbeiter wie Vogel bekommen bei uns eine prozentuale Beteiligung, schon aus Selbstschutz, damit sie nicht in Versuchung kommen, ihr Wissen lukrativ zu verwerten.» «Wie könnte das aussehen?» hakte Tanja nach. «Nun, eine solche Entdeckung wie die, die Herr Vogel als Projektleiter entwickelt hat, die ist für eigentlich alle Staaten und darüber hinaus die verschiedensten Gruppen interessant. Explosionssicheres Glas, das wird die Expansion unseres Unternehmens über Jahre sichern. Da gibt es schon Leute, die dafür eine Menge Geld ausgeben würden. Und damit unsere Projektleiter da nicht in Versu-

chung kommen, gibt es diese Prämien und darüber hinaus bindende Verträge, aber bei dieser Größenordnung ist es mit Verträgen allein nicht getan.» «Wissen Sie denn, ob Vogel entsprechende Angebote bekommen hat, sein Wissen zu verkaufen?» fragte Tanja Schmidt. «Nein, aber wir haben seine häufigen Reisen nach Südostasien natürlich aufmerksam beobachtet. Das Angebot Singapur war deshalb ganz auf ihn zugeschnitten, um etwaige anderweitige Verlockungen erst gar nicht aufkommen zu lassen. Doch wir hatten nie einen konkreten Anhaltspunkt, um ihm zu mißtrauen. Allerdings dürfte das, was die Regimes in der Region für eine Entwicklung wie die von Vogel zahlen würden, für viele Menschen ziemlich verführerisch sein. Die sind in den Ländern heiß auf wirtschaftlichen Fortschritt, das kann ich Ihnen sagen. Und wißbegierig, da könnten sich hier einige Arbeitnehmer eine dicke Scheibe von abschneiden.» «Wenn ein Staat oder auch eine terroristische Gruppierung Interesse an Ihrer Entwicklung hätte und Vogel würde das Angebot ablehnen, könnten die dann Ihrer Einschätzung nach so weit gehen, Vogel umzubringen?» erkundigte sich Tanja. Brandes überlegte: «Also, da bin ich wirklich überfragt, aber es wäre doch nur schwer vorstellbar. Ein solches Angebot würde doch gewiß ganz diskret übermittelt, Vogel hätte wahrscheinlich gar nicht gewußt, welcher Staat genau sich für sein Wissen interessiert. Außerdem müssen die ja auch mit einem ›Nein‹ rechnen.» Tanja dachte nach: «Aber ein solches Angebot wäre doch gewiß verführerisch, da geht es doch nicht nur um 1000 Euro? Hätte Ihrer Ansicht nach Vogel einem solchen Vorschlag widerstehen können?» «Wenn Sie mich fragen», Brandes beugte sich ein wenig nach vorne, «der war nicht an Geld interessiert. Was glauben Sie, wie hoch

die Position in Singapur dotiert ist! Dem Vogel ging es um irgend etwas anderes.» Tanja ging ihre Notizen durch. «Herr Brandes, Steffen Vogel ist vor seinem Tod zusammengeschlagen worden. Wir haben Blutergüsse an seinem Rumpf erkennen können. Wir hatten den Eindruck, daß es ältere Verletzungen waren, die ihm eventuell Tage vor seinem Tod zugefügt wurden. Genaueres wird der Bericht der Gerichtsmedizin ergeben, der noch aussteht. Können Sie sich vorstellen, wer Grund gehabt haben könnte, ihn so anzugreifen?» «Er ist zusammengeschlagen worden?» Brandes war überrascht. «Und Sie als Polizei haben keine Kenntnis von dem Angriff; hat er das denn nicht angezeigt?» Tanja schüttelte den Kopf. Brandes überlegte. «Das könnte natürlich schon eine Warnung gewesen sein, ein Angebot anzunehmen oder nicht davon zu berichten. Von der chinesischen Mafia hat man schon ähnliches gehört. Die haben einfach eine andere Einstellung zum Leben, im Positiven wie im Negativen.» Brandes' Gedanken schweiften offensichtlich ab. «Waren Sie übrigens schon mal in Asien, zum Beispiel in Vietnam?» Tanja verneinte. («Wo sollte ich das Geld dafür hernehmen, hat der keine Ahnung, wie ein Job bei der Polizei bezahlt wird?») Brandes redete enthusiastisch weiter: «Eine faszinierende Region. In Vietnam, da drücken die jungen Leute nach der Arbeit noch die Schulbank, nur um sich fortzubilden und weiterzukommen. Die sind wißbegierig, fleißig, dazu hart im Nehmen. Wenn Sie daran denken, daß zum Beispiel Vietnam ein ganz junges Land ist, der Großteil der Bevölkerung unter dreißig, dann sehen Sie, daß dort ein ungeheures Potential liegt. Wir investieren mit gutem Grund seit einiger Zeit in der Region. Wenn Sie etwas auf der hohen Kante haben – mein Tip: Kaufen Sie sich in Hanoi

ein. Die Grundstückspreise werden dort bald explodieren. Allerdings können Sie das nur über einen einheimischen Partner abwickeln, Ausländer dürfen in Vietnam noch nicht selbst investieren. Aber ich könnte Ihnen da helfen, wenn Sie wollen.» «Ja, danke für den Tip», Susanne nickte freundlich. Hanoi – sie konnte sich noch nicht mal eine Eigentumswohnung in der Neustadt leisten, was dachte sich der Typ eigentlich? «Ich werde mich bei Bedarf an Sie wenden. Aber zurück zu Steffen Vogel – was meinen Sie, warum er regelmäßig nach Südostasien geflogen ist?» «Tja», Brandes zog sich wieder weiter hinter seinen Schreibtisch zurück, «da weiß ich auch nichts Genaues.» Er zögerte. «Gerüchte hat es natürlich gegeben, zumal Vogel ja nicht verheiratet war.» «Was für Gerüchte?» hakte Tanja nach. «Na ja, also, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, aber, na ja, die sind in der Gegend ja offener, obwohl, so ganz ja auch nicht, ist jetzt ja auch strafbar mit Minderjährigen ...» Brandes geriet ins Stocken. «Sie haben also darüber gesprochen, daß Vogel als Sextourist nach Asien geflogen ist?» präzierte Tanja. «Also ich persönlich nicht, das möchte ich entschieden von mir weisen, aber, gut, also es wurde darüber hinter vorgehaltener Hand schon getratscht, das habe ich gehört.» Brandes riß sich zusammen. «Aber ich habe nie einen wirklichen Beweis dafür gesehen und gehört. Und die persönlichen Vorlieben unserer Mitarbeiter, solange sie nicht strafbar sind, gehen uns auch nichts an – wir verkaufen ja Glas und keine Moral.» «Ich fasse zusammen», Tanja Schmidt hielt einen Augenblick inne: «Steffen Vogel hat sich mit einer Abfindung und der prozentualen Beteiligung an seiner Erfindung aus Ihrem Unternehmen verabschiedet, obwohl er ein Vielfaches – auch in seiner Lieblingsregion Südostasien – hätte



verdienen können, wenn er bei Mainz-Glas geblieben wäre.» «So ist es», stimmte Brandes zu. «Und keiner weiß, warum er das getan hat.» Tanja überlegte noch einen Moment. «Noch eine Frage: War er Ihnen sympathisch, Herr Dr. Brandes?» Die Antwort kam schnell und entschieden. «Nein, er war mir nicht sympathisch, und ich kenne, ehrlich gesagt, auch niemanden, dem er sympathisch war. Als Mitarbeiter war er ausgezeichnet, auch in der Personalführung, da gab es nichts auszusetzen. Er konnte seine Mitarbeiter enorm motivieren, aber gemocht haben sie ihn nicht. Doch jeder wußte, daß er im Team mit Vogel Erfolg haben würde. Allerdings gab es auch einige, die seinem Druck nicht gewachsen waren und aus dem Team flogen. Die hatten oft lange daran zu knapsen. Wer aber blieb, der entdeckte unter Vogels Anleitung sein persönliches Potential und wuchs oft genug über sich selbst hinaus. Vogel hatte dieses Talent, er durchschaute Menschen. Er selbst war verschlossen, man wußte nicht, was in ihm vorging. Das wirklich Unangenehme aber war sein Blick. Er konnte einen so anschauen, als ob er etwas sehen würde, das man selbst nicht sieht – einen Fleck auf dem Anzug oder ein peinliches Geheimnis. Ich habe mich nie ganz wohl gefühlt, wenn ich ihm begegnet bin. Aber, wie gesagt, als Mitarbeiter war er ausgezeichnet.»

\* \* \*

«Chinesenmafia, wie sollen wir denn da ermitteln?» Arne Dietrich hörte sich mißmutig Tanjas Bericht an und dachte in eine andere Richtung weiter: «Dr. Brandes konnte Vogel nicht ausstehen, aber deshalb bringt man ja jemanden nicht gleich um, zumal Brandes ihn als Mitarbeiter

schätzte. Aber wir müssen schon noch einmal zu Mainz-Glas, um mit seinen engeren Mitarbeitern zu sprechen. Vielleicht war ja jemand eifersüchtig auf seine Erfolge. Wer weiß. Und dann gibt es auch noch die, die aus seinem Team geflogen sind und lange nicht damit zurechtgekommen sind, laut Brandes. Mit denen müssen wir unbedingt sprechen. Hast du bei seiner Bank etwas herausgefunden?» Arne Dietrich zog seine Notizen zu sich heran. «Steffen Vogel war mehr als wohlhabend, keine Frage, verschiedenste Geldanlagen, Aktien, Ferienhäuser am Gardasee, in Norwegen und seit einem Jahr eine Villa auf Phuket. Außerdem hat sich diese Glasentdeckung für ihn gelohnt, da sprudelt regelmäßig eine schöne Quelle. Mit seinem Geld hat er aber wenig angefangen, er muß ein sparsamer Mensch gewesen sein, der Vogel. Abgesehen von den regelmäßigen Abbuchungen, Versicherungen, Zeitungsabo und so weiter hat er seinem Neffen jeden Monat 2000 Euro überwiesen, mal gespannt, was dem Christian Vogel dazu einfällt. Ich habe die letzten drei Jahre durchgehen lassen. Er ist offenbar gerne gut essen gegangen, das waren die wenigen größeren Ausgaben, allerdings im letzten Jahr nicht mehr, ich weiß nicht, ob er sich da das Essen abgewöhnt hat, und er ist häufig auf Reisen gegangen, da sind Abbuchungen von einem Reisebüro in der Innenstadt und von der Lufthansa. Wahrscheinlich meistens Asien, nach allem, was du von Brandes erfahren hast. Tja, und die merkwürdigste Sache liegt zwei Jahre zurück. Da hat er ein Festgeldkonto aufgelöst und sich die Summe bar auszahlen lassen.» Tanja gähnte, am liebsten hätte sie sich ins Bett gelegt, bis tief in die Nacht hatten sie Spuren ausgewertet, früh morgens wieder begonnen, und es würde bestimmt wieder spät werden. «Was ist daran merkwürdig? Viel-

leicht hat er sich ein Auto gekauft, da wird Bargeld doch am liebsten genommen.» Arne grinste spöttisch. «Das müßte aber schon ein Lamborghini gewesen sein. Mit Straußenlederledersitzen. Es waren 300 000 Euro. Er hat sich 300 000 Euro in bar auszahlen lassen.» «Straußenlederledersitze», wiederholte Tanja langsam, wobei sie spöttisch zurückgrinste.

\* \* \*



*Die Stimme. Die Stimme war immer noch lebendig. Es konnte doch gar nicht sein! Warum klang die Stimme nach, so als ob sie immer noch fähig wäre, böse Samen in Herzen zu säen? Höhnisch klang die Stimme. Spöttisch. Wieso konnte diese Stimme so höhnisch sein, wer erlaubte ihr, so laut zu dröhnen, daß man sich die Ohren zuhalten mochte und es doch nichts half? Gab es das, daß ein Mensch tot war und seine Stimme lebte noch? Und dieses andere Geräusch, das klang auch noch nach, dieser Laut, mit dem der Nagel durch das Fleisch gedrungen war. Ein leiser Laut, der Schlag war kräftig gewesen, und doch hatte er einen Laut hervorgebracht, ein Geräusch, das tönte, schallte, gellte, so leise es war. Dazu die Stimme. Hatte sie nicht auch einen klagenden Ton, diese Stimme, einen bittenden Klang? «Tu es nicht! Weißt du, was du tust?» Er hatte nichts mehr gesagt, hatte gar nichts sagen können, es war ja alles viel zu schnell gegangen. Und doch bat die Stimme und flehte um ihr Leben. Es ist zu spät, nichts kann zurückgenommen werden. Und die Hände? Sie sind rot vom Waschen, immer waschen, sauber schrubben, ist da nicht doch ein Rest Blut zwischen den Rillen der Fingerkuppen? Noch einmal*

*waschen, schrubbten, bis sich die Haut schält. Und dann die Finger in die Ohren, und es hilft doch nichts. Die Stimme klingt mitten im Schädel, hallt zwischen den Schädelknochen, höhnt, bittelt, warnt, spottet. Kann man sich das Hirn aus dem Kopf reißen, die Ohren verkleistern, die eigenen Hände abhacken, um diese Geräusche nicht mehr hören, um nicht mehr waschen zu müssen?*

\* \* \*

Christian Vogel fühlte sich sichtlich unwohl. Er rutschte auf dem Stuhl im Büro von Tanja und Arne im Polizeipräsidium unruhig hin und her. Sein weichliches Gesicht mit den verschwommenen Gesichtszügen wirkte kindlich und wie um Hilfe bittend. Immerhin, er hatte gerade die wenig schöne Aufgabe gehabt, seinen Onkel zu identifizieren. Das hatte er recht tapfer überstanden. Er hatte sich sogar nicht übergeben müssen. Doch jetzt quälte ihn die Befragung durch Tanja und Arne. «Warum hat Ihr Onkel Ihnen monatlich 2000 Euro überwiesen?» fragte Arne. Christian verzog den Mund, als ob er in eine Zitrone gebissen hätte. «Muß ich das sagen?» fragte er, auf einmal richtig aufsässig. «Das geht Sie doch gar nichts an, was mein Onkel mir überwiesen hat und warum, das ist doch seine Privatsache gewesen.» «In einer Morduntersuchung», Tanjas Stimme war ganz sanft, «geht uns alles etwas an. Also, wofür war das Geld gedacht?» Christian zuckte zurück, auf einmal wieder kleinlaut. Er sah aus wie ein geprügelter Hund. «Mein Onkel hat mich halt unterstützt, ich war ja sein einziger Verwandter. Und er wollte mir halt gerne etwas Gutes tun.» «Wer's glaubt, wird selig», dachte Tanja. «Aber wir werden dir schon auf die Schliche kommen, Bürschchen.»

Sie schnitt ein anderes Thema an. «Ihr Onkel hat bis vor über einem Jahr viel Geld für Restaurantbesuche ausgegeben, im letzten Jahr gar nicht mehr. Haben Sie dafür eine Erklärung?» Christian Vogel setzte sich gerade hin, bei diesem Thema fühlte er sich augenscheinlich sicherer. «Das kann ich Ihnen erklären! Mein Onkel ist seit dieser Zeit als freier Mitarbeiter für den *Amuse Gueule* tätig gewesen.» «*Amuse Gueule?*», Arne schaute irritiert. Sein kulinarischer Horizont endete in der Kantine des Polizeipräsidiums und bei diversen Fast-Food-Ketten. «Der berühmte Restaurantführer», erläuterte Vogel. «Ich weiß auch nicht, wer ihm diesen Job vermittelt hat, aus finanziellen Gründen hat er ihn jedenfalls nicht angenommen, das hätte er gar nicht nötig gehabt. Ich glaube, ihn hat die Macht gereizt, über Wohl und Wehe eines Restaurants entscheiden zu können. Wobei er auch gut war als Restaurantkritiker, ohne Zweifel, die fragen ja nicht jeden. Er kannte sich aus, das können Sie mir glauben. Und deshalb gab es keine Rechnungen mehr. Die Mitarbeiter von *Amuse Gueule* bezahlen immer bar, damit sie anonym bleiben. Obwohl ich fast glaube, daß die Restaurantbesitzer, jedenfalls hier in Mainz, sehr genau wußten, wer er war und für wen er essen ging.» «Wie war denn Ihr Verhältnis zu Ihrem Onkel?» fragte Arne und schaute Christian Vogel scharf an. Der wich seinem Blick aus. «Ach, es ging so. Wir hatten nicht so einen engen Kontakt. Gesehen haben wir uns selten, manchmal telefoniert. Wir waren halt sehr verschieden.» «Haben Sie eine Ahnung, wer Ihren Onkel so gehaßt haben könnte, daß er ihn umgebracht hat?» erkundigte sich Tanja. «Keine Ahnung, ich meine zwar nicht, daß er vielen Menschen sympathisch war, aber ob das für einen Mord langte, weiß ich wirklich nicht.» Arne versuchte es in der anderen Rich-

tung: «Hatte Ihr Onkel Freunde, Menschen, die ihm nahe standen, die ihm vertrauten?» Christian zögerte. «Ja, da gab es einen Freund, aber persönlich kennengelernt habe ich ihn nur ganz kurz, beim Abschiedsempfang, den Mainz-Glas für meinen Onkel gegeben hat. Jacobi heißt er, glaube ich. Soweit ich weiß, hat er mit diesem Jacobi zusammengearbeitet, in der Zeit, bevor er zu Mainz-Glas ging. Aber da war er ja dauernd im Ausland, in dieser Zeit ist unser Kontakt praktisch abgerissen, ich kann Ihnen da wirklich nichts Genaueres sagen. Jedenfalls hat er diesen Jacobi regelmäßig getroffen, die hatten einen wöchentlichen «jour fixe», wie er es nannte, im Parkhotel Favorite.» «Wohnt dieser Jacobi hier in Mainz?» erkundigte sich Arne. Christian zuckte mit den Schultern. «Ich weiß es wirklich nicht, glaube schon, oder in der Nähe, sonst hätten sie sich bestimmt nicht so häufig getroffen, oder? Aber Sie werden das doch rauskriegen können, fragen Sie doch beim Hotel nach.» «Danke für den Tip», meinte Arne sarkastisch, im Geiste überschlug er die Zahl der Jacobis im Rhein-Main-Gebiet, das Team dürfte einiges zu tun bekommen. «Sie können uns unsere Ermittlungsmethoden ruhig überlassen. Wissen Sie, ob sich dieser Jacobi mit c oder k in der Mitte beziehungsweise mit i oder mit y am Ende schreibt?» Christian schüttelte bedauernd den Kopf. «Keine Ahnung.» «Wie sieht es eigentlich mit Freundinnen aus? War Ihr Onkel mal verheiratet, hatte er Freundinnen oder einen Freund, ich meine, war er homosexuell?» fragte Tanja. Christian wurde rot. «Verheiratet war er nie. Und schwul war er auch nicht, glaub ich jedenfalls nicht. Mit mir hätte er bestimmt zuletzt darüber gesprochen, aber ich kann mir das von Onkel Steffen nicht vorstellen. Jedenfalls sah er nicht so aus.» «Wie sehen denn Schwule aus?» erkundigte sich Arne fein. Christian Vogel

kam ins Stottern: «Das weiß ich nicht, Sie haben mich doch gefragt, ob er schwul war, darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht, also sag ich halt, was ich denke, ist das jetzt auch verkehrt?» Er sah aus, als ob er gleich in Tränen ausbrechen würde. Arne überlegte sich, ob er hier einen wunden Punkt bei Christian Vogel berührt hatte – der war doch auch nicht verheiratet! Arne nahm sich vor, das nachzuprüfen. Vielleicht lag hier ein Motiv für den Mord. Doch zunächst blieb noch eine andere Frage offen: «Hatte Ihr Onkel eine Freundin, oder haben Sie jemals eine Frau in seiner Begleitung gesehen?» Christian Vogel schüttelte den Kopf. «Nein, nie. Ich habe nie jemanden gesehen. Und – wie gesagt – ich habe mir auch nie Gedanken über das Sexualleben meines Onkels gemacht. Das geht mich ja auch nichts an», ergänzte er scheinheilig. Arne konnte ihm diese unbeteiligte Haltung nicht ganz abnehmen. Tanja wechselte das Thema. «War Ihr Onkel Mitglied in einer Satanistengruppe, oder hatte er Kontakt zu Satanisten?» Christian Vogel schaute irritiert. «Was sind denn Satanisten?» Arne erläuterte: «Satanisten beten den Satan an. Und sie bringen ihm Opfer. In der Regel Tiere, meistens Hähne, aber manchmal sind es auch Menschen.» Christian Vogel schüttelte sich. «Das ist ja ekelhaft! Nein, so was hätte zu meinem Onkel überhaupt nicht gepaßt. Onkel Steffen betet den Satan an und schlachtet Hühner, ehrlich, das geht nicht, da paßt gar nichts. Überhaupt, der war evangelisch, das weiß ich genau.» Arne kaute an seinem Kuli. «In diesem Fall hat ja auch nicht er geschlachtet, sondern er ist geschlachtet worden.» Christian Vogel blickte den Kommissar entsetzt an. «Sie meinen, er ist von solchen Irren ermordet worden? Von Satanisten? Das ist ja furchtbar!» Er wirkte ehrlich erschüttert. Arne schaute Christian Vogel nachdenklich an.

«Wir müssen zumindest diese Möglichkeit in Betracht ziehen. Übrigens, was wollten Sie mit den 300000 Euro?» Vogel klappte den Mund auf und zu. «Welchen 300000 Euro?» «Nun, den 300000 Euro, die Ihr Onkel Ihnen bar übergeben hat.» Christian Vogel schlang die Arme um sich, als ob ihm kalt wäre. Seine Stimme wirkte auf einmal schrill: «Ich weiß von keinen 300000 Euro, das müssen Sie mir glauben!»

«Dem glaube ich kein Wort.» Arne kaute wieder an seinem Kuli, eine Angewohnheit, mit der er seine Zigarettensucht einzudämmen versuchte. Mit wenig Erfolg, wie er sich selbstkritisch eingestand. Eben hatten sie Christian Vogel nach Hause geschickt, allerdings mit der Vorgabe, sich zur Verfügung zu halten. «Das war gut gespielt, aber eben nur gespielt. Der wußte ganz genau, wovon ich spreche.» Tanja schaute nachdenklich. «Und wofür hat er das viele Geld gebraucht?» Arne machte eine wegwerfende Handbewegung. «Was weiß ich, vielleicht hat er Spielschulden, oder überhaupt Schulden, vielleicht hat er seinen Onkel mit irgendwas erpreßt. Wenn du mich fragst – wir sollten bei Christian Vogel am Ball bleiben.» Tanja gab Arne recht – der Neffe wirkte wirklich merkwürdig, so weich und unfertig. Er war ihr auch nicht sympathisch gewesen. Aber konnte dieser weichliche junge Mann einen Menschen umbringen und ihn dann zerteilen? «Hast du eigentlich schon mal darüber nachgedacht, daß es zwei Fälle sein könnten?» fragte sie Arne. «Wieso zwei Fälle?» «Na, die Hähne und die Hand. Erst waren Satanisten da, die die Hähne aufgeknüpft haben, und dann kam unser Mörder und hängte seine Hand dazu.» Arne schüttelte den Kopf. «Und dann haben alle eine tolle Party gefeiert oder was?



Du wirst langsam pervers, Tanja.» Er grübelte. «Aber du könntest recht haben. Ich weiß auch nicht, wie ich die Hähne einsortieren soll. Wer hat schon 13 Hähne zur Hand? Und was war ihre Funktion? Hängen Satanisten überhaupt Hähne an Bäume?» Tanja kaute auf ihrer Unterlippe. «Vielleicht sollten die Hähne uns verwirren, uns von irgend etwas ablenken. Als ob es nicht schon verwirrend genug wäre. Mainz-Glas, Chinesenmafia, Satanisten, Restaurantkritiker... Versuchen wir doch mal, das Ganze systematisch anzugehen. Du besuchst die Gruppe, die Vogel bei Mainz-Glas geleitet hat. Und ich rufe mal bei der Redaktion von *Amuse Gueule* an, vielleicht haben die ja einen Hinweis für uns. Und hak' du doch mal nach, wie es mit dem Bericht aus der Gerichtsmedizin steht. Wir müssen doch möglichst bald wissen, wann Vogel genau gestorben ist. Ich frage mal bei der Uni nach, ob es dort einen Spezialisten für Satanismus gibt. Was für ein Fachgebiet ist das eigentlich? Theologie? Oder Völkerkunde? Ich blicke wirklich nicht mehr durch.»

\* \* \*



Spät abends trafen sie sich wieder im Büro, um ihre Ergebnisse abzustimmen. Tanja hatte tiefe Schatten unter den Augen, man sah ihr die Erschöpfung an. Auch Arne war nicht mehr frisch, sein Gesicht dunkel umschattet von seinen Bartstoppeln. Arne hatte jeden einzelnen von Vogels Mitarbeitern befragt. Jeder hatte Hochachtung gegenüber Vogels Sachkenntnis geäußert, kein einziger hatte privaten Kontakt zu ihm und niemand mochte ihn besonders. Es gab auch keinen Mitarbeiter, der ihm besonders nahe gestanden hatte; Vogel hatte offenbar zu allen Distanz bewahrt,

auch zu denen, die mit ihm seit Jahren zusammengearbeitet hatten. Dennoch hatten alle gerne in seinem Stab gearbeitet, ja es gab sogar eine gewisse Eifersucht bei Mainz-Glas allen gegenüber, die es geschafft hatten, in das Team von Vogel aufzusteigen. Arne hatte sich alle Namen notiert, auch die derjenigen, die gerade im Urlaub waren und die er nach ihrer Rückkehr befragen wollte. Nicht einer der Befragten hatte eine Idee, wer Vogel ermordet haben könnte. Auch die, die es in Vogels Team nicht geschafft hatten, zeigten sich von dem Mord entsetzt. Mit denen wollte Arne aber noch einmal gesondert sprechen. Tanja hatte am Vormittag eine Anfrage an das Sekretariat der theologischen Fakultät gerichtet, und die Mitarbeiterin am Telefon hatte versprochen, sich um einen kompetenten Gesprächspartner zum Thema Satanismus zu bemühen. Die Dame wirkte aber sichtlich irritiert und überfordert, und Tanja hoffte, daß dieser Versuch der wissenschaftlichen Aufklärung nicht zum Scheitern verurteilt war, bevor er begonnen hatte. Anschließend hatte sie von der Redaktion von *Amuse Gueule* erfahren, daß die Redaktionsleitung mit den Kritiken von Steffen Vogel sehr zufrieden war. Er hatte präzise über die Leistungen der von ihm getesteten Restaurants berichtet und das in ihn gesetzte Vertrauen in ganzem Umfang erfüllt. Seine Sprache war glasklar, jede Beurteilung auf den Punkt formuliert. Lediglich eine Klage, nämlich vom Küchenchef der Goldenen Gans in Mainz, sei bei ihnen eingegangen. Das sei aber normal, es gäbe immer mal wieder vereinzelte Beschwerden über Kritik. Die Redaktion zeigte sich erschüttert über den gewaltsamen Tod ihres Mitarbeiters.

Über die Bank von Christian Vogel hatten sie herausgefunden, daß er hohe Schulden hatte. Offenbar hatte er sich

mit dem Kauf einer Eigentumswohnung in Finthen übernommen, er hatte Mühe, die Zinsen zurückzuzahlen. Vom BKA hatten sie Informationen über die Aktivitäten der Chinesenmafia in Deutschland erhalten und ebenso über Verbrechen, die im Zusammenhang mit Satanismus standen. Tanja seufzte beim Gedanken daran, daß sie Stapel von Papier durcharbeiten mußte. Am besten, sie nahm schon mal einen Packen mit nach Hause – als Gutenachtlektüre. Am nächsten Morgen sollte das Gutachten der Gerichtsmedizin vorliegen. «Wenn der Neffe das Vermögen seines Onkels erbt, dann hat er keine Schwierigkeiten mit der Bank mehr», überlegte Arne. «Wenn du mich fragst: er hat ein dickes Motiv.» Tanja stimmte zu. «Aber was hat er mit den 300 000 Euro getan? Die hätte er doch benutzen können, um die Wohnung abzubezahlen.» «Das weiß ich auch nicht», meinte Arne. «Vielleicht hängt beides auch nicht zusammen? Es ist wirklich verzwickelt.» Eine Mitarbeiterin kam ins Büro und teilte Arne und Tanja mit, daß bislang die telefonische Befragung der Jakobis und Jacobys beziehungsweise Jacobis und Jacobys im Rhein-Main-Gebiet keine Person entdeckt hatte, die mit Steffen Vogel befreundet war. «Setzen Sie einen Aufruf in die Zeitungen», bat Tanja, «vielleicht meldet sich die Person.» Dann wandte sie sich ihrem Kollegen zu. «Laß uns Schluß machen für heute, Arne, sehen wir morgen weiter. Ich nehme die Unterlagen zu den Satanisten mit, übernimmst du die Berichte zur Chinesenmafia? Heute können wir nichts mehr ausrichten.» Arne Dietrich nickte zustimmend und erschöpft. Auch er war mit seinen Kräften am Ende.

\* \* \*

Susanne Hertz blickte sich im Kollegenkreis um. Sie waren alle im Gemeindesaal der Paulusgemeinde zur monatlichen Pfarrkonferenz versammelt. Die feministisch bewegte Pfarrerin der Christuskirche, Beate Saalman, hatte eine – wie Susanne fand – unerträglich moralinsaure Andacht gehalten, wobei sie nicht davor zurückgeschreckt war, eine selbst gebatikte lila Stola über dem unförmigen Pullover zu tragen, der um ihre dürre Figur merkwürdige Falten schlug. Pfarrerin Saalman hielt nichts von modischen Extravaganzen und erzählte jedem, der es hören wollte oder nicht, daß sie nicht bereit sei, die ausbeuterischen Methoden der Modeindustrie mit ihrem Kaufverhalten zu unterstützen. Die Konsequenz dieser Haltung war unübersehbar. Mit der Stola hatte die Saalman allerdings ihre komplette liturgische Inkompetenz demonstriert – entweder Stola mit Talar oder Zivilkleidung, aber Susanne wunderte sich bei dieser Kollegin über gar nichts mehr. Sogar Dekan Dr. Weimann hatte etwas gequält die Stirn in Falten gezogen. Jetzt saßen sie an den vom Küster liebevoll mit Plastikblumen dekorierten weißen Resopaltischen, mit denen der Gemeindesaal möbliert war, und lauschten dem Rechenschaftsbericht des Stadtkirchenpfarrers. Kollege Zimmermann war, wie üblich, ganz begeistert von seiner eigenen Arbeit. Er erläuterte im Detail, wie positiv der Kirchenladen in der St. Johanniskirche aufgenommen worden war. Jeden Tag konnten sich die Menschen hier über die evangelische Kirche informieren, wieder in die Kirche eintreten oder einfach bei einer Tasse Tee vom Stadtbummel ausruhen. Die zentrale Lage der St. Johannismgemeinde, nur einen Steinwurf vom Dom entfernt, hatte sich für die Einrichtung eines Kirchenladens nahezu aufgedrängt. Susanne döste während des Berichts etwas vor sich hin, sie

war ja in der St. Johanniskirche als Vakanzvertreterin eingesetzt und begegnete Zimmermann jeden Tag. Über den Kirchenladen war sie wirklich bestens informiert. Ab und an stand sie auch zur Verfügung, wenn von einem Besucher ein Seelsorgegespräch gewünscht wurde und Zimmermann anderweitig zu tun hatte. Im Kirchenladen gab es auch die Möglichkeit zur Beichte, langsam sprach es sich herum, daß diese wichtige Einrichtung in der evangelischen Kirche durchaus noch existierte, wenn sie auch, anders als bei der katholischen Kirche, kein Sakrament war. Aber auch evangelische Pfarrerinnen und Pfarrer standen unter Schweigepflicht. Nachdem die Beichtgelegenheit auf einem großen Plakat vor der Johanniskirche bekanntgegeben worden war, nutzten immer häufiger Menschen diese Möglichkeit, ihr Gewissen zu erleichtern. Susanne Hertz mochte ihren Kollegen Zimmermann im großen und ganzen, sein lautes Lachen schallte ständig durch die Räume des Kirchenladens, man wußte immer, wo er sich gerade aufhielt. «Es gibt Menschen, die sind unbeirrt so gut gelaunt, daß sie einem schon wieder auf den Nerv gehen können», dachte sie. Aber sie wollte nicht ungerecht sein. Zimmermann war wirklich sehr aktiv und bewegte eine Menge auf seiner Stelle. Überhaupt waren ihr die Kollegen hier in Mainz ganz sympathisch. Pfarrerin Dr. Daubmann, die ihr in ihrem stets perfekten Outfit und Auftreten erst so unnahbar und arrogant erschienen war, zwinkerte ihr gerade verschwörerisch zu. Susanne freute sich schon auf ein Glas Wein mit der attraktiven Pfarrerin, vielleicht konnte sie in der Pause etwas arrangieren. Am Anfang war es ihr etwas schwierig vorgekommen, Anschluß an den Kollegenkreis zu finden. Viele waren schon seit Jahren in Mainz. Offenbar fühlten sich viele hier sehr wohl, kein

Wunder, bei einer so idyllisch am Rhein gelegenen gemütlichen Stadt. Eine Spezialität der evangelischen Kirche in Mainz schien es zu sein, daß sich die Pfarrerinnen und Pfarrer häufig innerhalb der Stadtgrenzen orientierten, wenn sie die Gemeinde wechseln wollten. Allerdings gab es deshalb ein ziemlich verwirrendes Geflecht von über die Jahre gewachsenen Beziehungen, das sich nur mühsam durchschauen ließ, für diejenigen, die schon lange dabei waren, aber selbstverständliches Grundwissen darstellte. Susanne scheute sich in ihrer zurückhaltenden Art, direkt nachzufragen, wenn sie eine kryptische Anspielung auf alte Netzwerke nicht begriff. Sie brauchte eben eine Weile, bis sie den Mut fand, von sich aus auf fremde Menschen zuzugehen. Merkwürdigerweise fiel ihr das in ihrer St. Johanniskirche gar nicht schwer, auch sonst hatte sie in ihren Gemeinden leicht und schnell Kontakt zu den Menschen gefunden. Im beruflichen Kontext wuchs sie offenbar über sich hinaus, obwohl sie auch hier im Grunde die zurückhaltende Frau blieb, die sie nun einmal war. Im Kollegenkreis war sie zunächst abwartend und ruhig gewesen und hatte beobachtet, mit wem sie es zu tun hatte. Nun, Susanne würde mit der Zeit schon die Mainzer evangelische Pfarrerschaft kennenlernen, bei der großen Zahl der Kolleginnen und Kollegen – wenn alle da waren, mußten über 40 Stühle bereitgestellt werden – würde das aber seine Zeit brauchen. Gerade sprach Kollege Timmerfeld über das Für und Wider von Lautsprechanlagen in Kirchenräumen. Der junge Mann sah immer so aus, als ob er das Leiden Christi auf seine schmalen Schultern geladen hätte und als ob die anderen dafür verantwortlich seien. Studentenpfarrer Wilfried Selms strickte ungerührt an seinem Pullover, Pfarrer Peter Bachmann von der Friedens-

gemeinde in Mombach flüsterte leise kichernd mit seiner Kollegin Dorothea Becker, und Krankenhauspfarrer Sönke Friedrich kraulte nachdenklich seinen graumelierten Bart. Jetzt meldete sich Friedemann Hertel zu Wort, seines Zeichens Altenheimseelsorger, der nach der Überzeugung lebte: «Es ist alles schon gesagt worden, nur nicht von mir.» Die junge Kollegin aus Hechtsheim, die gerade erst ihr Vikariat abgeschlossen und ihre erste Stelle angetreten hatte, schrieb irgend etwas in ihren Pfarrerkalender und wirkte nicht so, als ob sie brennend an den Äußerungen Friedemann Hertels interessiert sei. Ihr älterer, beliebter Kollege hatte eben in der Küche heimlich ein belegtes Brötchen verdrückt, Susanne fing seinen zufriedenen Blick auf und sah, wie er sich erleichtert ein paar Krümel von der Weste wischte. Eigentlich sollte es erst um 10.00 Uhr eine Pause geben, das dauerte manchem eben doch zu lang. Über allem thronte Dekan Dr. Weimann mit väterlicher Autorität. Er war so groß, daß er trotz seines stattlichen Bauchs nicht fett wirkte, hatte kleine, freundlich blickende Augen hinter dicken Brillengläsern, die, je nach Situation, auch ärgerlich blitzen oder ironisch zwinkern konnten. Sein Brillengestell schien er aus den frühen 60er Jahren gerettet zu haben. Das Modell erinnerte sie an den Wirtschaftswunderkanzler Erhard, es fehlte nur noch die Zigarre. Allerdings war Weimann Nichtraucher. Noch nie hatte Susanne vom Dekan eine abfällige Bemerkung über eine Kollegin oder einen Kollegen gehört oder Indiskretionen erfahren – Weimann genoß im Pfarrerkreis großes Vertrauen. Seine Autorität wurde fraglos anerkannt. Weimann trug Sakkos, die so aussahen, als ob er sie persönlich aus der Bethel-Sammlung gefischt hätte: stets beulte es irgendwo oder an einer Stelle prangte ein Marmeladenfleck

vom Frühstücksbrötchen. Der Dekan selbst schien zu spüren, daß seine Kleidung nicht perfekt saß, ständig zupfte er an seinem Sakko herum und zuckte dann entschuldigend und mit leichter Verzagttheit mit den Schultern, so, als ob er alle Hoffnung auf eine Besserung aufgegeben habe und für sein Aussehen um Nachsicht bitten wollte. Vielleicht sah er auch deshalb so zerknittert aus. Überraschenderweise trug er immer ein blütenweißes Hemd und eine Fliege, Susanne hatte ihn noch nie ohne dieses etwas extravagant anmutende Accessoire gesehen. Seine Wangen waren penibel glattrasiert, die Haare litten unter der gleichen Behandlung wie das Sakko. Sie waren zerwühlt, denn fortwährend fuhr sich Weimann durch sein feines Haar, das dann verzweifelt nach allen Seiten abstand. Es wirkte, als ob der Dekan immerzu unter Strom stünde. Susanne wußte, daß sie sich auf ihren Dekan bedingungslos verlassen konnte, und achtete seinen Rat.

Sie konnte sich noch gut an ihre erste Begegnung mit Dr. Weimann erinnern. Ihre Zeit auf Malta war abgelaufen, jede Auslandspfarrstelle wurde nur begrenzt vergeben, und Susanne Hertz wußte nicht genau, wie sie sich beruflich weiter orientieren sollte. Die Kirchenleitung hatte sie an Mainz vermittelt, und so drückte sie an einem kühlen, aber hellen Februartag die schwere Haustür des Dekanats in der Kaiserstraße in Mainz auf, die zum Treppenhaus des klassizistischen Baus führte. Das dunkle, mit schweren Steinquadern gemauerte Haus strahlte wenig Wärme aus, auch die Tür zum Dekanat wirkte abweisend. Susanne klingelte und erwartete fast, daß sie gleich ihren Personalausweis vorzeigen müßte. Doch ein freundlich wirkender Mitarbeiter geleitete sie direkt zum Zimmer von Weimann, der sie bereits an einem kleinen, mit Plätzchen und Tassen



gedeckten Tisch erwartete und ihr lächelnd entgegenkam. Die Erkerfenster seines großzügig bemessenen Büros eröffneten einen schönen Blick auf die Christuskirche, den «evangelischen Dom» von Mainz. Weimann fing ihren bewundernden Blick auf: «Das war einmal die Pfarrwohnung der Christuskirche», erläuterte er. «Es wäre noch schöner, wenn es nicht diesen furchtbaren Verkehr gäbe, der Tag und Nacht durch die Kaiserstraße braust – 25 000 Fahrzeuge sind es pro Tag. Stellen Sie sich das mal vor. Aber die Aussicht ist wirklich beeindruckend.» Weimann bestellte bei seiner Sekretärin den von Susanne gewünschten Tee, und Susanne nutzte die Zeit, um sich umzusehen. Weimann hatte dem funktional in Weiß gehaltenen Raum mit den geraden Lichtquellen durch großformatige, halb-abstrakte Bilder eine individuelle Note verliehen. «Die stammen noch aus meiner Zeit als Gemeindepfarrer in Schlangenbad», erläuterte er. Er schien über die Fähigkeit zu verfügen, Gedanken zu lesen. Weimann erzählte von dem in Schlangenbad ansässigen Künstler Jungwirth und von den anregenden Gesprächen und Ausstellungen, die sie miteinander geführt und organisiert hatten. Einige Werke Jungwirths hatte er privat erworben. Neben dem Schreibtisch hing ein schlichtes, großes Holzkreuz an der Wand. Susanne beschloß, daß sie zu diesem Vorgesetzten Vertrauen haben konnte. Und in der Tat nahm er sich viel Zeit, um ihre aktuelle Situation zu erkunden und gemeinsam mit ihr zu überlegen, was gut zu ihrer beruflichen Biographie passen könnte. Sie einigten sich dann darauf, daß Susanne zunächst die Vakanzbetreuung der St. Johanniskirche in der Mainzer Altstadt übernehmen sollte. Nach häufigem Wechsel der Pfarrerinnen und Pfarrer war dort die Zahl der Gottesdienstbesucher zusammenge-

schrumpft, außerdem hatte die Gemeinde das Problem vieler Stadtpfarreien: Familien zogen in die Stadtrandgemeinden, die Zahl der Evangelischen nahm ab. Weimann wünschte sich für diese Gemeinde auch eine Pfarrerin, die zur Teamarbeit fähig war, eine Eignung, über die der letzte Pfarrer der Gemeinde nicht übermäßig verfügt hatte. Denn Susanne sollte ja mit Zimmermann, dem Stadtkirchenvorstand, eng zusammenarbeiten. «Die Gemeinde soll sich nun erst einmal besinnen, was sie für sich will», erläuterte Weimann. «Eine Vakanz kann einer Gemeinde auch gut tun. Aber die St. Johanniskirche hat schon zu viel ertragen müssen, als daß man sie ganz allein lassen sollte. Ich glaube, Sie sind da richtig am Platz. Wir haben zwar keine Dienstwohnung für Sie, das Pfarrhaus wird gerade renoviert, aber eine Kirchenvorsteherin wird bald beruflich nach Hamburg ziehen und Sie könnten ihre schöne Dachwohnung in der Mainzer Altstadt mieten. Wollen Sie sich das Ganze einmal überlegen?» Susanne Hertz hatte nicht lange überlegen müssen. Und so hatte sie vor etwas mehr als einem Jahr die Vakanzvertretung der St. Johanniskirche übernommen. Die Gestaltung des Sonntagsgottesdienstes hatte ihr schon immer besonders am Herzen gelegen, und sie war überrascht, wie bald sich die vorher leeren Reihen der großen Kirche wieder füllten. «Sie sollten sich auch darauf einstellen, daß einige offizielle Veranstaltungen der Gesamtkirche in St. Johannes stattfinden», bemerkte Weimann. «Mainz ist schließlich auch Landeshauptstadt und Bischofssitz, da wollen sich auch der Propst und der Kirchenpräsident immer mal wieder zeigen.» Susanne Hertz fragte sich, welcher durchschnittliche evangelische Christ ihr die komplizierten hierarchischen Strukturen der Evangelischen Kirchen wohl erklären könnte. Sie

war sich außerdem ziemlich sicher, daß ihr Kirchenpräsident niemals gegen den mediengewandten, liebenswürdigen Bischof und Kardinal anstinken könnte, der einen Steinwurf weiter im Dom residierte. Den kannte jeder, auch die Evangelischen. Aber der Kardinal war auch volksnah und scheute sich nicht, mit Fanschal ins Fußballstadion zu gehen. Nun, ihr sollte es egal sein, wenn sie ab und an den Kirchenpräsidenten empfangen sollte, sie war durchaus in der Lage, auch offizielle Anlässe zu überstehen. Auf Malta war sie schließlich häufig zu Staatsempfängen eingeladen worden, als exotischer evangelischer Vogel im zu 97 Prozent katholischen Inselstaat.

Auf der Pfarrkonferenz hatte Dekan Dr. Weimann gerade die allgemeinen dienstlichen Mitteilungen verlesen und dann die Pause eingeläutet. Erleichtert erhob der Hechtsheimer Kollege seinen schweren Leib und lief erstaunlich behende auf das Buffet zu. Mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen begann er, geschickt Brötchenhälfte auf Brötchenhälfte zu schichten. Susanne stellte sich in die Schlange, die sich schnell vor den Thermoskannen und Kaffeetassen gebildet hatte, und wartete geduldig, bis sie an der Reihe war. Sie war an diesem Morgen dankbar für die Diskretion der Kollegen. Kein einziger sprach sie auf die schrecklichen Ereignisse an, obgleich ihr Name in der Zeitung genannt worden war. Sie bekam aber manchen mitfühlenden und freundlichen Blick zugeworfen. Irene Daubmann stellte sich neben sie. Wie immer sah sie aus wie aus dem Ei gepellt. Ihr enger Rock betonte die schmalen Hüften, dem Top gelang das Kunststück, sowohl korrekt als auch sexy auszusehen. Die Daubmann war berühmt für ihre extravaganen Ohrringe, auch heute trug sie zwei Exemplare, die ihr dekorativ fast bis zur Schulter

baumelten. An jeder anderen Frau hätte das übertrieben gewirkt, zu ihr paßte es einfach. «Alles okay?» fragte sie liebenswürdig. Susanne nickte. Sie hatte kein Bedürfnis, über ihr Erlebnis zu sprechen. Doch die Kollegin wollte sie auch nicht aushorchen, sondern lediglich freundschaftlichen Rückhalt signalisieren. Susanne erkundigte sich nach dem von der stellvertretenden Dekanin vorgelegten Vertretungsdienst für Beerdigungen in den Ferienzeiten. Beide diskutierten engagiert das Für und Wider. Dann schob sich Zimmermann zu ihr durch und fragte an, ob sie an diesem Nachmittag für Seelsorgegespräche im Kirchenladen zur Verfügung stehen könnte. Susanne sagte nach einem Blick in ihren Kalender zu. Neben ihr erzählte Timmerfeld von seiner in den Sommerferien geplanten Pilgerwanderung nach Santiago de Compostela. Susanne wünschte ihm im stillen, er möge beim heiligen Jakob auch etwas Lebensfreude finden. Der zurückhaltende, sensibel wirkende Kollege aus Gonsenheim wandte sich an Susanne. «Könnten Sie in der nächsten Woche die Beerdigungsvertretung für Gonsenheim übernehmen? Ich weiß, Sie hatten gerade ein unangenehmes Erlebnis in Gonsenheim, aber ich habe schon fünf Kollegen gefragt und keiner hatte Zeit. Und von uns Gonsenheimern ist keiner da. Wir fliegen nächste Woche zu unserer Partnergemeinde nach Watford. Hätten Sie Zeit, das wäre ganz lieb!» Susanne dachte daran, wie gut ihr die Hilfe von Dr. Daubmann getan hatte. «Selbstverständlich», antwortete sie freundlich. «Ich trag's mir gleich in den Kalender ein. Also, nächste Woche bin ich auch für Gonsenheim zuständig. Und Ihnen wünsche ich eine gute Zeit in Watford!» Der Gonsenheimer bedankte sich erleichtert für die Unterstützung. Und da läutete Weimann schon das Ende der Pause

ein. Susanne blieb gerade noch Zeit, mit Irene Daubmann einen Termin für ein Dankeschön-Essen im Schwalbacher Hof zu vereinbaren.

\* \* \*



Arne Dietrich hatte Tim Straubinger von Mainz-Glas ins Polizeipräsidium geladen. Straubinger gehörte zu denen, die es im Team von Vogel nicht geschafft hatten. «Hat Vogel Sie aus seinem Team entlassen?» fragte er den sympathisch wirkenden jungen Mann mit dem roten Bürstenhaarschnitt. Straubinger schüttelte den Kopf. «Ich bin selbst gegangen.» Tanja lehnte sich in ihrem Stuhl nach vorne. «Und warum?» fragte sie. Straubinger fuhr sich mit einer sommersprossenübersäten Hand durch sein rotes Haar. «Ich hab's einfach nicht mehr ausgehalten. Ich war nicht der Typ für Vogel.» Arne hakte nach: «Und wer war ein Typ für Vogel?» Straubinger überlegte. «Ein Typ für Vogel hält es aus, ständig unter Druck zu stehen. Bei Vogel arbeitet man wie ein Hund, dem man an einer Angel einen Köder unter die Nase hält, und der Hund hetzt dem Köder ohne Pause hinterher. Vogel hielt die Angel und bestimmte den Köder, er sah, wozu jeder in seinem Team fähig war. Jeder machte mit, weil es diesen besonderen Kick gab, das zu schaffen, was Vogel in einem erkannt hatte und von einem erwartete. Doch wenn man es geschafft hatte, hing da schon ein neuer Köder. Ich kann das nicht besser beschreiben. Mir ist das auf die Dauer zu viel geworden, ich hab da richtig psychosomatisch reagiert, ständig Magenschmerzen gehabt, so einen Druck, also ich wollte raus aus seinem Team.» Tanja erkundigte sich neugierig: «Wie hat Vogel auf Ihr Ausscheiden reagiert?» Straubinger verzog

bei der Erinnerung gequält das Gesicht. «Das war unangenehm, ich hatte so das Gefühl, daß er auch mit meinem Scheitern schon gerechnet hatte, so, als ob ich als Versuchstier sein Experiment bestätigt hätte.» Tanja schaute nachdenklich auf Tim Straubinger. «Und wie ging es Ihnen damit?» Tim Straubinger reagierte prompt. «Ich war zuerst sauer, aber dann total erleichtert. Wissen Sie, es war mir so, als ob ich mein Leben gerettet hätte.» Arne war verblüfft. «Ihr Leben gerettet?» fragte er ungläubig. Straubinger nickte lebhaft. «Ja, mein Leben. Das klingt vielleicht heftig, aber ich meine es so. Ich weiß, ich wäre bei Vogel zugrunde gegangen mit der Zeit. Es war wirklich verführerisch, was er einem anbot, aber bei mir, da bin ich mir eigentlich sicher, bei mir hätte das schrecklich geendet. Ich weiß genau: Als ich bei Vogel aufgehört hab, da hab ich meine Gesundheit und irgendwie auch mein Leben gerettet. Ich war nicht der Typ für Vogel, hab ich ja gesagt.» «Haben Sie Vogel gehaßt?» fragte Arne ihn direkt. «Gehaßt? Also Haß, das Wort paßt zu Vogel nicht richtig, für Haß war er viel zu distanziert. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man ihn gehaßt hat oder daß er zum Haß fähig war. Gefürchtet habe ich ihn, das ja. Unheimlich ist er mir oft gewesen. Aber, wie gesagt, als es vorbei war, da habe ich erst mal Schwierigkeiten mit mir selbst gehabt, kam mir minderwertig vor, unfähig. Aber letztlich fühlte ich mich wie befreit.» «Herr Straubinger, können Sie sich vorstellen, warum jemand Steffen Vogel getötet haben könnte?» fragte Tanja. Straubinger überlegte. «Vielleicht, wenn jemand den Absprung nicht schaffte, also, wenn einer drin blieb in Vogels System und spürte, wie das ihn mehr und mehr fesselt und fertig macht, wenn einer spürte, daß es ihm den Atem abschnürte, vielleicht, daß einem solchen

Menschen Mord als einzige Lösung erscheinen könnte.» «Könnten Sie dieser Mensch gewesen sein, Herr Straubinger», fragte Arne hart. Straubinger schaute ihn kühl an. «Nein, ich bin nicht dieser Mensch gewesen. Und auch von den anderen Leuten im Team kann ich mir das nicht vorstellen. Obwohl – das lief bei Vogel im Team alles so subtil ab, vielleicht wäre mir das gar nicht aufgefallen, daß einer innerlich so mit dem Rücken zur Wand steht.»

Straubinger war gegangen und Tanja überlegte. «Er hat das sehr genau schildern können, wie es dem Mörder von Vogel zumute gewesen sein könnte. Macht ihn das nicht verdächtig? Was meinst du?» Arne verzog zweifelnd den Mund. «Hätte er es uns dann so offen erzählt?» Tanja blieb beharrlich. «Vielleicht ist das gerade seine Strategie. Aber mir wäre auch lieber, er wäre es nicht, sympathisch wie er wirkt.» Arne dachte nach. «Du weißt doch, daß Mörder nicht unbedingt wie Mörder aussehen. Und wer weiß, vielleicht hatte dieser Mörder gute Gründe, zum Mörder zu werden. Vielleicht war es in seinen Augen Notwehr.» Tanja nickte. «Und auch wenn es für ihn Notwehr war», dachte sie, «bleibt es für uns ein Verbrechen, das wir aufklären müssen. Vor allem eines, das ich aufklären muß, wenn mir Bukarest lieb ist.

\* \* \*

Zwei Stunden später lag der Obduktionsbericht vor. Tanja kaute an ihrem Zeigefingerknöchel. «Das wird ja immer komplizierter. Sie können den Todeszeitpunkt nicht genau festlegen, weil die Leiche *eingefroren* war. Hast du so was schon mal gehabt?» Arne schüttelte den Kopf. «Die Hähne waren auch eingefroren», sagte er. Tanja notierte sich die Angaben des Berichts. «Der Tod ist wahrscheinlich zwi-

schen dem 12. und dem 16. Mai eingetreten. Genauer können sie es nicht sagen. Todesursache ist eine Gehirnblutung, verursacht durch einen Schlag mit einem runden, harten Gegenstand gegen die Schläfe. Erst nach seinem Tod wurde der Körper zerteilt. Hierfür wurde wahrscheinlich ein kleines Beil und ein nicht allzu großes Messer verwendet, Gegenstände, die sich in jedem zweiten Haushalt finden. Vor seinem Tod wurde Vogel zusammengeschlagen, die Blutergüsse lassen den Schluß zu, daß er etwa fünf bis zehn Tage vor seinem Tod so zugerichtet wurde.» Tanja blickte zu Arne. «Hilft uns das weiter?» Arne schnaubte. «Wer kann schon für fünf Tage ein lückenloses Alibi aufweisen? Und wer hat eine Gefriertruhe, in die ein Mensch und 13 Hähne passen?» «Meine Mutter», antwortete Tanja lakonisch. «Sie hat sogar zwei große Truhen im Keller, die meistens bis an den Rand gefüllt sind. Mama ist gerüstet für den Fall, daß Tschernobyl noch einmal explodiert, ein Flugzeug über der Firma Nestlé abstürzt und Mainz mit Kaffeepulver verseucht oder eine dreiwöchige Ausgangssperre verhängt wird. Ihre Gefriertruhen helfen dann über die ersten sechs Monate locker hinweg, denk auch mal an die Kriegszeit, da wäre man froh über solche Truhen gewesen. Du tätest mir einen großen Gefallen, wenn du sie verhaften würdest. Meine türkischen Nachbarn kannst du allerdings gleich dazusperren, die haben nämlich auch eine Riesentruhe im Keller, in der sie die Erträge ihres Kleingartens horten.» Arne hob in gespielter Verzweiflung die Hände. «Wo sollen wir dann anfangen?» Tanja stand seufzend auf. «Bei meiner Mutter natürlich. Aber im Ernst. Uns bleibt nichts anderes übrig, als alle Spuren weiterzufolgen. Hoffentlich bekommen wir bald Nachricht in Sachen Satanismus.»



«Wachberg Bestattungen, Helwich am Apparat. Frau Pfarlerin, wir haben da einen Sterbefall für Sie, möchten Sie notieren?» Susanne klemmte sich den Hörer zwischen Ohr und Schulter. «Augenblick, ich schreibe mit. Im Moment ist aber wirklich ein merkwürdiges Wetter, einen Tag heiß, am anderen kalt, kein Wunder, daß manche diese Wechsel nicht überstehen.» «Hm, also, am Wetter ist der nicht gestorben», der Angestellte des Bestattungsunternehmens hüstelte. «Woran denn?» erkundigte sich Susanne. «Haben Sie es denn nicht in der Zeitung gelesen? Ein gewisser Steffen Vogel, dessen Hand irgendein Irrer vor die 14-Notthelfer-Kapelle genagelt hat. Den Rest von ihm haben sie ja dann im Lennebergwald gefunden. Inzwischen ist die Leiche freigegeben. – Frau Hertz, ist irgendwas, sind Sie noch am Apparat?» «Schon gut», Susanne faßte sich. Sie wollte nicht ausgerechnet Wachberg Bestattungen auf die Nase binden, warum ihr Steffen Vogel recht gut bekannt war, zumindest seine Hand. Warum mußte der ausgerechnet evangelisch und ausgerechnet ihr Gemeindeglied sein, und warum mußte ausgerechnet sie die Vakanzvertretung in der Johannismirche haben? «Wo hat er denn gewohnt?» fragte sie Herrn Helwich mit der leisen Hoffnung, Wachberg Bestattungen könnten sich in dem Gemeindebezirk geirrt haben. «Friedrichstraße in Gonsenheim», man hörte, wie Helwich blätterte. «Ja, die Friedrichstraße. Sie haben doch in der nächsten Woche die Beerdigungsvertretung für Gonsenheim, das hat mir das Pfarrbüro mitgeteilt?» Herr Helwich wartete. Susanne bestätigte resigniert. Hätte sie doch nie dieser unseligen Vertretung zugestimmt! Ungerührt fuhr Helwich fort: «Und evangelisch war er auch.

Also: Steffen Vogel, geboren 20.6.1952, gestorben zwischen dem 12. und dem 16. Mai. Nächster Angehöriger: Christian Vogel, Nefte, Telefon 9273584. Die Trauerfeier ist am nächsten Montag um 10.00 Uhr auf dem Hauptfriedhof, die Asche des Verstorbenen, so hat er es testamentarisch verfügt, soll dann vor Thailand im Meer verstreut werden. Fahren Sie selbst, Frau Pfarrerin, oder sollen wir Sie vor der Trauerfeier abholen lassen?» «Nein, ich fahre selbst, danke. Also, bis Montag dann.» Es knackte im Hörer.



\* \* \*

«Jetzt muß ich ihn auch noch beerdigen, als ob es nicht reicht, daß ich seine Hand gefunden habe.» Susanne stampfte wütend durch den Lennebergwald. Es hatte Tage gedauert, bis Tanja Zeit für einen gemeinsamen Lauf fand, und Susanne hatte sehr gezögert und nicht gewußt, ob sie eine Wiederbegegnung mit der Kapelle und den Platanen würde ertragen können. Doch die Freundin hatte sie überzeugen können. Jetzt freute sie sich, zugestimmt zu haben. Ein Lauf tat ihr gut, und es tat auch gut, Dampf abzulassen: «Ich möchte wissen, was ER da oben sich dabei denkt.» «Vielleicht ist es ja eine SIE», warf Tanja Schmidt ein, die leichtfüßig neben Susanne durch den Wald lief. «Ich habe eine Sie als Chefin und weiß, wie Frauen als Vorgesetzte sein können.» Susanne schnaubte. «Hör mir jetzt bloß mit feministischer Theologie auf, das hilft mir auch nicht weiter. Ob er oder sie, es ist eine Zumutung, diese Hand und den dazugehörigen Rest auch noch beerdigen zu müssen. Verrat mir doch mal, wie ich das Beerdigungsgespräch mit dem Neffen einleiten soll? «Guten Tag, mein Name ist Hertz, ich kenne ihren Onkel teilweise, von einer Begeg-

nung bei der 14-Nothelfer-Kapelle?» Tanja lachte. Dann wurde sie ernst. «Beschwer dich nicht, ich muß seinen Mörder suchen, und das ist mit meiner Chefin im Nacken kein Vergnügen, lieber würde ich ihn beerdigen, wenn ich so was könnte, glaub mir. Dann hätte ich es am Montag-nachmittag garantiert hinter mir. Ich dagegen weiß überhaupt nicht, wie lange ich an dieser Sache dranbleiben muß und ob ich es überhaupt je schaffen werde. Die Spur nach einem Mord ist in den ersten 48 Stunden heiß, danach wird's schwierig, das lernt jeder auf der Polizeischule. Wir wissen bis heute nicht, wann Vogel genau gestorben ist, die 48 Stunden sind jedenfalls ewig vorbei und ich bin keinen Schritt weiter.» Vor Zorn setzte Tanja zu einem schnellen Sprint in Richtung Wasserturm Budenheim an. «Hey, da kann ich doch nichts dafür, mach mal einen Schritt langsamer», Susanne hechelte ihrer Freundin den Berg herauf hinterher. «Hast du denn gar keinen Anhaltspunkt?» keuchte sie im Laufen. Tanja trippelte auf der Stelle, bis Susanne wieder auf gleicher Höhe mit ihr ankam. «Nein, wir haben keinen, der uns zu einer Festnahme berechtigt, und wir haben unzählige vage Vermutungen und auch einige konkretere. Das liegt auch am Opfer. Steffen Vogel war ein merkwürdiger Typ, langsam wird er mir richtig unheimlich, ehrlich! Er hatte offensichtlich etwas an sich, das die Leute einerseits fasziniert, andererseits abgestoßen hat. Aber niemand weiß, was in ihm tatsächlich vorging, sein Innerstes kennt eigentlich keiner. Dafür kannte er offenbar sehr genau die Vorzüge und Nachteile der anderen Menschen. Und begabt war er selbst auch. Steffen Vogel hat ein Spezialglas entwickelt, nach dem sich sämtliche Staaten und durchgeknallte Terroristen weltweit die Finger lecken, weil es angeblich explosions- und schuß-

fest ist. Für das Herstellungsgeheimnis würden Unsummen bezahlt werden. Aber sein Vorgesetzter Brandes behauptet, Vogel hätte auf Geld keinen gesteigerten Wert gelegt. Was sonst als Geld hätten ihm andere, ob Terroristen oder Staaten, aber für die Formel bieten können? Irgendwer hat ihn – allerdings einige Tage vor seinem Tod, das ließ sich noch feststellen – ziemlich brutal zusammengeschlagen. Das könnte eine Drohung der Chinesenmafia gewesen sein, oder es war die Tat eines ehemaligen Mitarbeiters, der aus Vogels Team geflogen ist. Möglich wäre aber auch eine private Auseinandersetzung. Vogel hat den Zwischenfall nicht angezeigt. Entweder, weil der Angriff eine Drohung oder eine Warnung war, ein Verkaufsangebot in Sachen Spezialglas anzunehmen oder nicht von dem Angebot zu berichten, oder weil er den Angreifer kannte und ihn schützen wollte. Sein Neffe ist verschuldet und Vogel hatte ein ansehnliches Vermögen, aber wir können ihm nicht nachweisen, daß er seinen Onkel in Einzelteile zerlegt und hier im Wald verteilt hat, nur um ans Erbe zu gelangen. Die Spuren hier im Wald waren dank unzähliger Jogger und Hunde nicht zu verwerten, und wir können ja nicht halb Mainz verhaften, nur weil die Leute hier im Wald gejoggt sind. Das ist alles um den Mainz-Marathon herum passiert, überleg mal, wie viele Leute hier durch den Wald gelaufen sind, da hätte ich bis zur Pensionierung und darüber hinaus zu tun, alle Spuren auszuwerten. Vogel fuhr regelmäßig nach Asien, er war nicht verheiratet, es könnte also sein, daß er das erotische Angebot der Gegend ausgenutzt hat, aber auch dafür gibt es keinen Beweis. Und sein Hobby als Gastrokritiker für den *Amuse Gueule* wird ihn wohl kaum das Leben gekostet haben. Wer bringt schon jemanden um, nur weil er zwei Löffel weniger als

beim letzten Mal bekommen hat.» Tanja war von ihrem langen Redeschwall selbst erschöpft und lief ein paar Takte langsamer. «Stimmt wahrscheinlich», nickte Susanne, leicht außer Atem, trotz des gedrosselten Tempos. «Dennoch: warum muß ausgerechnet ich ihn beerdigen, das ist so gemein von ihm da oben.» Tanja reagierte bissig-freundlich: «Oder von ihr ...» Susanne versetzte ihr einen freundschaftlichen Knuff. «Sag mal, du würdest doch bestimmt jemand anders finden, der Vogel beerdigt. Da hat doch jeder Verständnis dafür, wenn du das nicht übernehmen willst. Ruf doch deinen Dekan an, vielleicht macht er es ja.» Susanne überlegte, unmerklich lief sie langsamer. «Irgendwie fühle ich mich verpflichtet, ihm etwas Gutes zu tun», meinte sie nachdenklich. «Wenn ich diese Beerdigung abgebe, dann komme ich mir feige vor. Was noch schlimmer ist: ich hätte den Eindruck, ich hätte etwas Wichtiges versäumt. Nein», sie straffte sich, «ich werde diese Beerdigung übernehmen, und ich werde sie gut machen. Ich kneife nicht, ich nicht!» «Na, dann kneif auch hier nicht», lachte Tanja und sprintete los. Susanne hechelte hinterher. «Du bist auch so gemein, wie du mir jetzt schon wieder davonläufst, du weißt doch, ich habe mindestens drei Kilo mehr drauf seit Paris.» Tanja drosselte ihr Tempo etwas. «Schön, daß für dich jetzt alles klar ist. Bei mir ist noch gar nichts klar», sagte sie ärgerlich und startete erneut durch. Susanne versuchte mitzuhalten: «Sag mal, du bist ja wirklich sauer.» Tanja lief wieder langsamer und schaute ernst. «Na klar, wenn ich diesen Fall nicht aufkläre, und es sieht im Moment ganz so aus, dann macht mich meine Chefin zur Schnecke und es wird nichts mit meiner Bewerbung. Und ich halte es hier einfach nicht mehr lange aus. Überleg mal, wo du überall schon gelebt

hast! Bonn, Münster, Paris, Malta, und ich war mein Leben lang nur in der Neustadt von Mainz am Rhein. Das ist unerträglich, ich muß hier einfach weg. Und ich würde den Steffen Vogel am liebsten eigenhändig noch einmal verteilen, weil mir der Mord an ihm alle Chancen vermässelt. Ich hasse Steffen Vogel!» Tanja trat gegen einen Baumstamm. «Irgendwas muß der Kerl doch angestellt haben, sonst hätte den doch keiner umgebracht. Wenn ich bloß wüßte, was? Und ich hasse seinen Mörder!» Tanja trat noch mal zu. «Au, verdammt. Der muß doch einen kleinen Fehler gemacht haben, irgendwas, den perfekten Mord, den gibt's doch gar nicht, das haben wir doch schon auf der Polizeischule gelernt.» Sie schüttelte sich, dann haute sie Susanne aufmunternd auf die Schulter. «Komm, jetzt gilt's auf den letzten Metern. Kampf deinen Pfunden!» Die beiden Frauen liefen um die Wette. Tanja gewann um Längen. Aber Susanne war zufrieden, sowohl mit ihrer Leistung als auch damit, daß sie ihre Angst vor einem Lauf im Lennebergwald überwunden hatte.

«Die Dehnübungen sind für mich an dieser Stelle trotzdem nicht mehr die wahre Freude.» Susanne hatte ihr linkes Bein auf den Balken gelegt, der extra für die Joggerinnen und Jogger aufgestellt worden war, liebevoll an beiden Enden mit Schnitzereien verziert. Ein begabter Waldarbeiter hatte es sich zur Lebensaufgabe gesetzt, den Forst mit Schnitzarbeiten zu verschönern – zur Freude nicht nur der Kinder. Überall im Wald konnte man seine Arbeiten entdecken: an einer Biegung dräute ein Waldungeheuer, an einer anderen Stelle überraschte eine Eule. Den Balken für die Dehnübungen zierte auf der einen Seite ein trauriges Gesicht (der Mensch vor der Anstrengung des Laufens), auf der anderen ein fröhliches (der Mensch nach über-

standener Tat). «Muß dieser Balken ausgerechnet gegenüber der 14-Nothelfer-Kapelle stehen?» beschwerte sich Susanne. «Mit Blick auf die Platanen! Ich sehe immer noch die Hähne und die Hand vor mir. Vielleicht waren es Satanisten, Tanja, fällt mir gerade ein. Die haben Steffen Vogel bei Vollmond zerteilt und als Opfer gemeinsam mit den Hühnern an die Platanen genagelt. Hatten sie hier in Mainz nicht vor einiger Zeit einen Fall von Satanismus? Das ist doch die Idee! Was meinst du, da paßt doch alles!»

«Daran haben wir auch gedacht, meine Liebe, sogar ganz am Anfang, du warst noch nicht nach Hause gefahren und hocktest vor der 14-Nothelfer-Kapelle. Du kannst dich nur nicht mehr dran erinnern, weil du offensichtlich unter Schock standest.» Tanja stand auf einem Bein und zog ihre Ferse in Richtung Po, um ihre Oberschenkelmuskulatur zu dehnen. «Aber es waren keine Satanisten, mit Sicherheit nicht!» «Warum denn nicht?», Susanne erwärmte sich für ihre Idee, «so pervers wie die sind, das wäre doch möglich. Die schrecken vor nichts zurück, habe ich gelesen.» «Aber es waren keine Satanisten», Tanja wechselte das Bein. Susanne fragte sich im stillen, wie Tanja es schaffte, so gerade und ausbalanciert auf einem Bein zu stehen. Sie selbst mußte sich für diese Übung immer an dem Balken festhalten. «Es waren bestimmt keine. Denn sie waren gefroren, die Hähne – und die Hand. Das hat die Gerichtsmedizin einwandfrei festgestellt. Tiefgefroren. Und hast du schon einmal von Satanisten gehört, die tiefgefrorene Hähne an Platanen nageln? Eben. Wir haben inzwischen genaue Informationen vom Sektenbeauftragten der Evangelischen Kirche und von der Uni hier in Mainz. Es wäre zwar denkbar, daß Satanisten Hähne an Bäume nageln, aber undenkbar, daß sie das mit gefrorenen Hähnchen tun.

Sie wollen ja den Blutritus, sie schlachten lebendige Tiere und könnten sie dann auch aufhängen oder annageln. Niemals würden sie jedoch die geschlachteten Tiere fünf Tage in der Gefriertruhe aufbewahren und dann annageln. Der Ritus wäre ja unterbrochen. Nein, die Satanisten sind definitiv aus dem Rennen.»

\* \* \*

*Die Stimme war immer noch zu hören. Und das Geräusch des Nagels auch. Ob es etwas gab, daß tote Stimmen und schreckliche Töne umbringen konnte? Konnte man tote Stimmen totschiagen, zum Schweigen bringen? Wurden furchtbare Geräusche irgendwann einmal gelöscht? Sollte das noch ewig so weitergehen, das hielte ja kein Mensch aus! Aber – ist einer noch ein Mensch, der einen anderen Menschen umbringt und zerteilt? Ist das die Strafe Gottes, die Hölle auf Erden, diese Stimme, diese Töne? Aber – gab es Gott überhaupt? Den Teufel gab es, ganz gewiß. Nur der Teufel konnte sich so etwas ausgedacht haben wie diese Stimme, diese verführerische, schmeichelnde, sanfte Stimme. Vielleicht war es ja der Teufel gewesen, der die Hand geführt hatte, die Hand mit dem Beil, die Hand mit dem Messer, die Hand mit dem Hammer? Der Teufel, der geflüstert hatte: Dir wird nichts passieren, du kannst es vertuschen, bald ist alles vergessen. Er hatte gelogen, der Teufel, es war nicht so. Es war überhaupt nicht so. Es war schlimmer als zuvor. Jetzt gab es keine Minute mehr, in der die Stimme nicht sprach, das Geräusch nicht dröhnte. Vorher hatte es Atempausen, Hoffnungspausen gegeben. Jetzt war das ganze Leben ein Alptraum geworden. Ein dröhnender Alptraum. Und*





*kein Beil, kein Messer, kein Nagel und kein Hammer konnten diesen Alptraum auflösen. Vielleicht lebten ja die Stimmen, das Geräusch – und alles andere lebte nicht mehr. Vielleicht hatte sich das Universum umgestülpt, die Wirklichkeit sich in sich selbst verdreht. Und doch: die eigenen Hände, sie waren noch da, rot vom Waschen, die Haut gereizt.*

\* \* \*

«Das war lecker», Dr. Irene Daubmann legte zufrieden den Dessertlöffel zur Seite. «Desserts sind die Spezialität Ihres Freundes, nicht wahr?» «Ja, man merkt, daß sein Vater Konditor war, finde ich.» Susanne Hertz trank einen Schluck ihres Mokkas. «Wie wär's mit einem Verdauungsspaziergang am Rhein entlang?» Jens schaute noch kurz an ihrem Tisch vorbei, an diesem Abend war der Schwalbacher Hof bis auf den letzten Platz besetzt. Irene Daubmann und Susanne bedankten sich bei ihm für das schöne Menü, Jens und Susanne verabschiedeten sich mit einem liebevollen Kuß, und kurz darauf schlenderten die beiden Frauen am Fort Malakoff vorbei Richtung Theodor-Heuss-Brücke den Rhein entlang. Die Lichter des Kasteller Ufers schimmerten und spiegelten sich im Wasser. An diesem lauen Sommerabend war viel Volk am Rhein unterwegs. Jogger liefen auch noch um diese Uhrzeit, junge Leute auf Skateboards kurvten halsbrecherisch durch die Menge. Susanne schnupperte, sie mochte diesen besonderen Duft des Wassers an einem warmen Abend. Dann wandte sie sich ihrer Kollegin zu, die bisher schweigend neben ihr gelaufen war und – wie sie – die Atmosphäre des Abends genossen hatte. «Noch mal danke für Ihre Hilfe über Him-

melfahrt», sagte Susanne. «Jens konnte über das Wochenende den Schwalbacher Hof geschlossen halten. So ganz arbeitsfrei waren die Tage in Paris zwar nicht, aber es war noch auszuhalten. Jens wollte natürlich häufig essen gehen. Die Konkurrenz schläft ja nicht, und er muß seine Löffel verteidigen.» «Ja, die Konkurrenz ist groß», stimmte Irene Daubmann zu. «Ich gehe ja auch sehr gerne essen und finde es spannend, die verschiedenen Küchen zu probieren. Mein Favorit ist gerade Ingo Bauernberg in der Goldenen Gans, dort ißt man wirklich vorzüglich.» Susanne war neugierig. «Ich selbst war noch nicht dort», meinte sie, «wie ist es denn im Vergleich zum Schwalbacher Hof?» «Nun...», Dr. Daubmann zögerte. Susanne legte ihr spontan kurz die Hand auf den Arm. «Sagen Sie ruhig ehrlich Ihre Meinung», ermutigte sie die Kollegin. «Ich finde Leute traurig, die keine Kritik vertragen können. Nur wer einstecken kann, wird sich auch verbessern können. Also, wie ist die Goldene Gans im Vergleich zum Schwalbacher Hof?» Die Pfarrerin zögerte, dann faßte sie einen Entschluß. «Sie haben mich gefragt», antwortete Dr. Daubmann. «Da können Sie mir keine Vorwürfe machen, mich ungefragt geäußert zu haben. Es soll auch nicht so wirken wie: Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Mir hat es sehr gut geschmeckt im Haus Ihres Freundes. Dennoch war ich etwas enttäuscht.» «Und warum?» «Ich hatte die Kritik im *Amuse Gueule* gelesen und mich auf 16 Löffel eingestellt. 16 Löffel finde ich für seine Desserts angemessen, für seine Küche insgesamt aber zu hoch gegriffen. Es fehlt einfach noch eine Spur Raffinesse, ein Hauch Originalität. Das ging mir beim ganzen Menü so, nicht nur bei einem Gang. Ihr Freund ist ausgesprochen begabt, finde ich, aber er muß sich noch entwik-

keln. Die Jakobsmuscheln etwa waren exzellent, aber die Sauce dazu fand ich zu langweilig, so daß sie keinen rechten Rahmen für die Muscheln bieten konnte. Oder das Milchlamm: es war zart, rosa gebraten, im Geschmack ausgezeichnet. Doch die Bohnen dazu fand ich einfallslos gewürzt und die Sauce zu intensiv asiatisch eingefärbt. Ihr Freund ist ambitioniert, und er ist mit Leidenschaft bei der Sache, das schmeckt man. Er ist richtig gut, ohne Zweifel, und er ist ja auch noch jung und wird seinen Weg gehen. Aber seine Küche ist im *Amuse Gueule* bestimmt zu hoch bewertet. Ich wundere mich nicht darüber, daß Bauernberg schäumt. Denn er ist im Gegenzug mit 13 Löffeln wirklich zu schlecht weggekommen. Aber, wie gesagt: es war ein richtig schöner Abend, und ich habe gut gegessen.» Susanne schwieg eine Weile. «Ich hätte doch nichts sagen sollen», meinte Irene Daubmann ärgerlich, «aber Sie haben mich noch ermuntert ...» Susanne wehrte beschwichtigend ab. «Nein, das ist es gar nicht, ich finde es gut, daß Sie mir ehrlich Ihre Meinung gesagt haben. Ich habe nur an Jens gedacht, in letzter Zeit war er so bedrückt. Jetzt weiß ich auch, warum. Ihm ist das mit den 16 Löffeln bestimmt auch aufgefallen, vielleicht hatte er einen Sternstundenabend, als die Leute vom *Amuse Gueule* da waren. Seit die neue Ausgabe herausgekommen ist und er sein Ergebnis gesehen hat, seitdem setzt er sich unter Druck: Ich muß so gut sein.» «Der Arme», meinte Dr. Daubmann, «da ist ja jeder Abend eine furchtbare Anstrengung für ihn. Am Ende schlägt es ins Gegenteil um. Denken Sie mal an Paulus: <Das Gute, das ich tun will, das tue ich nicht, und das Böse, das ich nicht tun will, das tue ich.> Wenn man verkrampft etwas will, dann kippt das leicht. Und das wäre wirklich schade bei einem so begabten Koch.» Nachdenk-

lich schlenderten die beiden Frauen weiter. Die Lichter der Theodor-Heuss-Brücke funkelten im Wasser, leise tutend fuhr ein Schlepper in Richtung ihrer Heimatstadt Bonn. Sonst schickte Susanne in Gedanken immer einen lieben Gruß an ihre Eltern mit, aber heute abend hatte sie dafür gar keinen Sinn. Sie war traurig. Warum hatte sich Jens ihr nicht anvertraut, ihr nicht gesagt, wie sehr ihn diese 16 Löffel belasten? Und wie sollte sie ihn darauf ansprechen, ohne ihn zu verletzen? «Wollen wir noch ein Piffche trinken?» erkundigte sich Irene Daubmann vorsichtig in ihre düsteren Gedanken hinein. «Oder möchten Sie den Abend hier am Rhein ausklingen lassen?» fragte sie. Susanne trennte sich von ihren düsteren Gedanken. Heute Abend würde sie nichts mehr ändern können. «Ein Piffche ist eine gute Idee, obwohl es auch ein ganzes Glas sein darf», meinte Susanne. «Es gibt nämlich noch eine Menge abgesehen vom Thema Essen, worüber ich mich gerne mit Ihnen unterhalten möchte.» Und so landeten die beiden in einer Weinstube an einem kleinen Holztisch und schwatzten ausgiebig über die Situation der evangelischen Kirche in Mainz, über den Dekan und den Kirchenpräsidenten, über die letzte Pfarrkonferenz («Ich wäre am liebsten schreiend weggelaufen, als die Kollegin Saalman mit dem Vater Unser so begann: ‚Vater, Mutter, Kinder unser im Himmel‘, das war so peinlich, da fiel sogar Weimann nichts mehr ein, haben Sie das gemerkt!»), über Reisen und Studienorte. Erst als das Lokal die Pforten schloß, machten sich die beiden auf den Heimweg. Susanne brachte Irene Daubmann noch zur Bushaltestelle «Am Höfchen». Wohlweislich hatte die Kollegin ihr Auto zu Hause stehen lassen. Spontan nahm Irene Susanne in den Arm. «Es hat mir Spaß gemacht, mich mit Ihnen zu unterhalten, Frau Hertz.

Was halten Sie davon, wenn wir das bald wiederholen? Ich wollte mit meinem Mann nächstes Jahr nach Malta fliegen, da können Sie mir doch bestimmt ein paar Geheimtipps geben, oder? Sehen wir uns nächste Woche bei der Ausstellungseröffnung über die Geschichte der Mainzer Kirchen? Ja? Wie schön. Bis dahin, tschüß und gute Nacht.»

\* \* \*



«Guten Tag, Herr Vogel, herzliches Beileid zum Tod Ihres Onkels. Mein Name ist Susanne Hertz, ich bin Pfarrerin in der Johanniskirche und werde am nächsten Montag Ihren Onkel beerdigen. Könnten wir uns bald treffen, damit Sie mir ein bißchen über Ihren Onkel erzählen – für die Beerdigungsansprache, wissen Sie? Denn ich kannte Ihren Onkel ja nicht persönlich, jedenfalls, nicht richtig.»  
«Ja, natürlich, ich weiß zwar nicht, wo mir der Kopf steht, nach all der Aufregung.» Die Stimme des Neffen klang gehetzt, sie war wenig klangvoll, fast ein wenig quäkend. «Pfarrer hätte der nicht werden können», dachte Susanne. «Zumindest nicht ohne Sprechausbildung.» Aus dem Hörer quäkte es weiter. «Die Bild-Zeitung wollte ein Interview, sogar das Fernsehen war da, und dann muß ich mich ja noch um die Haushaltsauflösung kümmern.» Christian Vogel unterbrach sich selbst. «Oh je, das klingt herzlos, wo Onkel Steffen so grausig ums Leben gekommen ist. Aber es ist wirklich alles sehr viel und steigt mir über den Kopf.» Er überlegte. «Was meinen Sie eigentlich damit, daß Sie ihn nicht richtig kannten? War er Ihnen aus der Kirche bekannt? Ich wußte gar nicht, daß Onkel Steffen häufig in den Gottesdienst ging.» Susanne schluckte. «Nein, Herr Vogel, es ist ein bißchen schwieriger, also, wie soll ich das

sagen, ich bin diejenige, die die Hand Ihres Onkels gefunden hat. Deshalb bin ich von seinem Tod auch sehr persönlich betroffen. Ich hab mir auch überlegt, ob es gut ist, wenn ausgerechnet ich Ihren Onkel beerdige. Aber inzwischen denke ich, ich bin irgendwie verpflichtet, ihm eine würdige Bestattung zu geben, da ich ihn schon unter so unwürdigen Umständen gefunden habe.» Christian Vogel staunte. Seine Stimme bekam einen mitfühlenden Klang: «Ach, Sie sind das gewesen, Sie Arme, das muß ja schrecklich gewesen sein. Wie merkwürdig, daß ausgerechnet Sie die zuständige Pfarrerin sind. Aber so spielt das Leben. Was meinen Sie – haben Sie heute Abend um 19.00 Uhr Zeit? Kommen Sie zu mir oder soll ich zu Ihnen kommen?» Susanne notierte sich die Uhrzeit in ihrem Terminplaner. «Ich komme gerne zu Ihnen.» Sie überlegte: «Und – vielleicht hätten Sie Fotos von Ihrem Onkel. Ich weiß ja nicht, wie er aussah, bevor ... also, ich möchte gerne einen Eindruck gewinnen, wie er war. Vielleicht finden Sie in seinen Unterlagen auch seinen Konfirmationsanspruch, das wäre hilfreich für die Ansprache.» Christian Vogels Stimme bekam wieder einen gehetzten Tonfall: «Ja, gut, ich schaue, was ich finden kann, aber wenn Sie wüßten, was für ein Chaos in dem Haus herrscht, ich sage Ihnen. Aber gut, ich werde mich bemühen, vielleicht finde ich ja das, was Sie brauchen. Aber garantieren kann ich Ihnen das nicht. Bis heute abend, Frau Pfarrerin.»

\* \* \*

Tanja Schmidt lehnte am Tresen der Goldenen Gans. Sie schaute sich um: die Dekoration gefiel ihr überhaupt nicht. Gänse, wohin auch immer das Auge fiel. Gänse auf den

Servietten, Keramikgänse auf den Tischen, Vorhänge mit Gans-Dekor, sogar die Tapete schien zu gackern. «Ornament ist Verbrechen», dachte Tanja, die als Reaktion auf das plüschige Ambiente («Altdeutsch Eiche Antik») im Wohnzimmer ihrer Eltern alles, was nur entfernt nach Staubfänger aussah, aus ihrer Wohnung verbannt hatte. Das Bauhaus hätte seine helle Freude an ihrer Einrichtung gehabt, und sie sparte eisern von ihrem knappen Gehalt auf edle Designermöbel. Sie hatte jahrelang ihre Matratze auf Holzpaletten gelegt, bis sie sich endlich ihr Traumbett leisten konnte. Und sie hatte überhaupt kein Verständnis für Menschen, denen die Einrichtung ihrer vier Wände gleichgültig war oder die ihre Wohnung mit Nippes vollstopften. Ihre Wohnung war wie sie selbst: schnörkellos und geradlinig. Bauernberg könnte wie ein junger Gott kochen – in seinem überladenen Gänseambiente verging ihr der Appetit. Aber sie war ja auch nicht zum Essen gekommen. Der Herr der Gänse stand hinter der Theke und polierte Rotweingläser, die keine Politur nötig hatten, so sehr glänzten sie im Licht der schaurigen gerüschten Messinglampen, die Bauernberg offensichtlich en gros erworben hatte, denn sie hingen in Hülle und Fülle im Lokal, über dem Tresen, den Tischen, im Flur. «Herr Bauernberg», Tanja versuchte, ihren Blick auf den Gastronom zu konzentrieren, «kannten Sie Steffen Vogel?» Bauernberg polierte weiter. «Wer kannte ihn nicht, den berühmten Gastrokritiker? Ich hätte ihn lieber nicht gekannt, auch wenn man über Tote ja nichts Schlechtes sagen soll.» «Was hat Sie denn an Herrn Vogel so erbost?» fragte Tanja. «Seine Beurteilung der Goldenen Gans im letzten *Amuse Gueule* war eine Unverschämtheit. 13 Löffel für mich, und für Maistrom 16, das versteht niemand, der noch ein paar

intakte Geschmacksnerven hat. Und das Schlimmste ist: es gibt tatsächlich Leute, die sich danach richten. Meine Stammkundschaft natürlich nicht, die wissen, was sie an mir haben. Aber bei Geschäftsessen ist das schon wieder eine andere Sache, da macht es sich besser, die Kunden in ein 16-Löffel-Restaurant zu bitten. Und gerade diese Kunden bringen Umsatz.» Bauernberg polierte so heftig, daß Tanja um das edle Glas bangte. «Können Sie mir sagen, wo Sie zwischen dem 12. und dem 16. Mai gewesen sind?» fragte Tanja Schmidt. «Genauer wollen Sie es nicht wissen? Also, ich war in der Zeit in Mainz, wo sonst. Und Sie können doch im Ernst nicht erwarten, daß ich für fünf Tage ein lückenloses Alibi aufweisen kann? Aber ich müßte mich schon sehr angestrengt haben, ihn umzubringen, wenn Sie das von mir wissen wollen. Ich bin praktisch Tag und Nacht hier in der Goldenen Gans. Ich hätte ihn also höchstens zwischen Lunch und Dinner umbringen können. Aber im Ernst, so weit ging es nicht, daß ich ihn hätte umbringen wollen. Einen Mordszorn hatte ich auf den Typ, aber Mord – das wäre nicht mein Stil.» «Eine kräftige Tracht Prügel dagegen schon, oder?» Tanja beobachtete Bauernberg genau. Ihr entging nicht, daß er blaß wurde. «Ich weiß nicht, was Sie meinen.» Bauernberg stellte endlich das Glas ab. Er holte Luft, als er aufsah, war er wieder gefaßt. «Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen». «Tatsächlich?», Tanja stieß sich vom Tresen ab. Wir haben an Steffen Vogels Leiche Blutergüsse festgestellt, die deutliche Zeit vor seinem Tod entstanden sind. Er muß einige Tage vor seinem Tod kräftig verprügelt worden sein. Und wir fragen uns natürlich, wer dafür einen Grund hatte. Zu den Kandidaten gehören Sie. Sie schäumen ja heute noch vor Zorn über seine Ihrer Ansicht nach ungerechte Beurtei-



lung. Es ist kein großer Schritt von schwerer Körperverletzung zum Totschlag – denken Sie mal darüber nach, Herr Bauernberg.» «Hat denn Herr Vogel diese Körperverletzung angezeigt?» fragte Bauernberg lauernd. «Nein, hat er nicht, und das spricht erst recht dafür, daß er den Täter kannte. Sie beide kannten sich. Vielleicht wollte er sein Wissen später für sich nutzbar machen, wer weiß. Wie wäre es zum Beispiel, wenn er Sie mit Ihrer Tat erpressen wollte und Sie daraufhin völlig die Beherrschung verloren hätten?» «Ich habe ihn nicht ermordet», schrie Bauernberg, «ich hätte ihn umbringen können, aber ich habe es nicht getan. Das ist die Wahrheit!» «Das werden wir noch sehen, was die Wahrheit ist, Herr Bauernberg. Ihr Schreien macht Sie übrigens nicht glaubwürdiger», sagte Tanja kühl und verließ die Goldene Gans.

\* \* \*

«Das wird heute abend nicht einfach», meinte Susanne zu Jens, als sie bei einem kleinen Mittagessen in ihrer Wohnung zusammensaßen. Ab und zu kochte Susanne, obwohl ihr das Jens gegenüber immer ein wenig peinlich war. Doch heute hatte sie sich an Putenröllchen mit Salbeifüllung gewagt, dazu gab es Risotto. «Warum?» fragte Jens zerstreut; Susanne bemerkte etwas verletzt, daß er das Geflügel wie gedankenlos in den Mund schob. Sie hatte sich wirklich ziemliche Mühe gegeben. «Ich treffe mich heute abend mit Christian Vogel, dem Neffen von Steffen Vogel, weißt du, der Mensch, dessen Hand ich gefunden habe», erklärte sie, bemüht, sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Jens merkte auf: «Hatte der einen Neffen, das wußte ich gar nicht.» Jetzt war es an Susanne, über-

rascht zu sein: «Kannstest du denn Steffen Vogel, das hast du mir nie erzählt!» Sie schaute ihn fragend an. «Na klar, Steffen Vogel, das war der Gastrokritiker vom *Amuse Gueule*, das wußte jeder in Mainz, obwohl es ja geheim bleiben sollte. Der Bauernberg wußte das auch, glaub ich. Und manche Menschen, die bleiben einem einfach im Gedächtnis, zum Beispiel Steffen Vogel. Der war also das Mordopfer, das hast du mir gar nicht erzählt.» Susanne war etwas empört: «Das stand doch in allen Zeitungen!» Jens wischte den Einwand mit einer Handbewegung vom Tisch: «Du weißt doch, ich lese die Käseblätter nicht. Ich wußte ja auch nicht, daß er einen Neffen hat. Hoffentlich ist der anders geraten als sein Onkel – obwohl man ja über Tote nichts Schlechtes sagen soll.» Er nahm sich eine Gabel Risotto. «Hast du Vogel nicht gemocht?» fragte Susanne neugierig. «Was heißt: nicht gemocht? Ich hatte nichts gegen ihn, war ihm ja auch für die gute Bewertung dankbar, das hat mir einige Gäste beschert, und du weißt ja, wie ich kämpfen muß. Aber persönlich habe ich nie sehr viel mit ihm besprochen, er war mir zu distanziert, zu überlegen. Aber er verstand etwas vom Essen, ohne Zweifel.» Jens legte die Gabel zur Seite, er hatte kaum die Hälfte des Gerichts gegessen. Susanne nahm sich vor, ihre nächsten Kochversuche hinauszuschieben oder vorher mit Tanja zu üben. Jens runzelte die Stirn bei der Erinnerung. «Er hatte nur eine Macke. Wenn es nach ihm gegangen wäre, dann hätte der asiatische Einschlag die gesamte deutsche Küche beeinflussen können. Nichts gegen Zitronengras, aber im Übermaß kann ich das nicht mehr gut finden. Wenn er sich angemeldet hat, dann hab ich allerdings schon darauf geachtet, daß er mit seinem Faible für Koriander und Bambus nicht zu kurz kam. So, er hatte einen Neffen. Da bin

ich gespannt, wie du den findest.» Susanne beschloß, daß die Gelegenheit günstig war: «Sag mal, Jens, wo wir gerade von den 16 Löffeln reden», sie griff nach seiner Hand, «das war bestimmt auch nicht einfach für dich, plötzlich so unter Streß zu stehen, mit dieser hohen Bewertung.» Jens zog seine Hand abrupt weg, plötzlich wirkte er abweisend. «Wie kommst du denn darauf?» fragte er scharf. Seine sonst so freundlichen braunen Augen blickten zornig. Susanne war zum Heulen zumute. Wieder hatte sie offensichtlich den falschen Ton getroffen. Sie wollte Jens doch nur beistehen, ihm zeigen, daß sie ihn lieb hatte. Wie konnte sie ihn dazu bringen, mit ihr über seinen Kummer zu reden? «Irene Daubmann war auch nicht für 16 Löffel von deinem Menü begeistert», das konnte es wohl kaum sein. «Du drehst dich nur noch um dein Restaurant», das klang nicht nach 16 Löffeln, dafür nach 16 Ehejahren. Sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen schossen, jetzt bloß nicht heulen, nur das nicht! Sie atmete tief ein. «Jens, ich habe dich doch lieb, das weißt du doch. Und ich weiß nicht, was mit dir los ist, ich spüre doch, daß du bedrückt bist. Willst du mir nicht sagen, was dich belastet?» Jens knallte sein Besteck auf den Tisch. «Spar dir deine Seelsorgesprüche für deine Schäfchen auf, aber laß mich bitte damit in Ruhe.» Er sprang auf. «Ich muß noch nach Gonsenheim, Gemüse einkaufen.» Dann riß er sich zusammen. Er machte ein freundliches Gesicht, aber seine Augen blieben kalt. «Tut mir leid», er küßte sie flüchtig auf die Stirn, «du hast es bestimmt lieb gemeint, aber ich hab so viel zu tun im Moment, da fehlt mir der Sinn für tiefeschürfende Gespräche. Komm doch heute abend nach dem Gespräch beim Neffen im Schwalbacher Hof vorbei, dann mixe ich dir einen Absacker und du erzählst, wie es war.» Jens

merkte, wie sehr Susanne getroffen war. Endlich nahm er sie in den Arm. «Süße, schau nicht so traurig, ich bin halt wirklich im Streß. Soll ich dir ein paar Möhren aus Gonsenheim mitbringen?» Jens grinste sie schelmisch an, mit diesem Lächeln, dem sie einfach nicht widerstehen konnte, und kniff sie zärtlich in ihren Hüftspeck. «Die sind besser für die Figur als Risotto.» Susanne boxte ihm auf die Finger: «Du gemeiner Kerl!», sie mußte einfach lachen, «ich schlag dir noch deine blöden Löffel um die Ohren.» Jens lachte und gab ihr einen langen Kuß. «Also, beseelsorge mal schön den Neffen. Und vergiß nicht den Absacker bei mir, nicht, daß ich eifersüchtig auf Vogel Junior werden muß. Tschüß, mein Schatz.» Er gab ihr noch einen zärtlichen Klaps auf den Po und machte sich auf den Weg zu den Gonsenheimer Bauern. Erst als die Tür schon hinter ihm zugeschlagen war, fiel Susanne ein, daß sie sich ja in Gonsenheim zum Laufen mit Tanja verabredet hatte und Jens und sie auch gemeinsam hätten fahren können. Zu spät.



\* \* \*

«Er hat ein Motiv, und er ist immer noch geladen, wenn er an Vogel denkt», berichtete Tanja, während sie neben Susanne durch den Gonsenheimer Forst lief. Sie leichtfüßig, fast schwebend, Susanne schnaufte mühsam. «Mach mal nicht so schnell, bitte! Eine alte Frau ist doch kein D-Zug! Kannst du ihm denn irgend etwas nachweisen?» Tanja drosselte etwas das Tempo. «Bis jetzt noch nicht», sie runzelte die Stirn, «aber ich bin mir nahezu 100prozentig sicher, daß er es war, der Vogel zusammengeschlagen hat. Du hättest sehen müssen, wie er blaß wurde, als ich die

Blutergüsse ansprach. Und Bauernberg ist kein Typ, der sich beherrschen kann, das ist ein Choleriker, wie er im Buche steht.» Tanja setzte zu einem kurzen Sprint an, Susanne japste verzweifelt. «Paßt das denn zu einem Choleriker, die Sache mit der abgehauenen Hand?» keuchte sie. «Ist er der Typ dafür?» Tanja überlegte: «Vielleicht ist ihm das mit der Hand erst später eingefallen. Mal angenommen, es war so: Er erschlägt Vogel im Streit, weiß nicht wohin mit der Leiche, zerteilt den Körper, friert ihn ein und nagelt ihn dann an die Platane.» Sie schaute Susanne abwartend an. «Mir ist irgendwie schlecht», jammerte die, «wer macht denn so was? Das traue ich dem Bauernberg nicht zu, der kann doch kein Mörder sein, finde ich. Man bringt doch niemanden um, nur weil er einem nur 13 Löffel gegeben hat.» Tanja trippelte auf der Stelle, um Susanne wieder etwas herankommen zu lassen. «Ein Mann, der überall Gänse hinstellt, dem ist alles zuzutrauen», erklärte sie kategorisch. «Vielleicht hat er Vogel mit einer Gans erschlagen, am besten mit einer gefrorenen Keule, die er anschließend brät und den Kunden vorsetzt. Aber mal ernsthaft: wer sieht schon nach Mörder aus? Und ich muß doch nach Motiv und Gelegenheit fragen. Ein Motiv hatte Bauernberg auf jeden Fall, die Gelegenheit nicht unbedingt, nach allem, was er über seinen Tagesablauf aussagt, aber ein Mord dauert ja nicht unbedingt Stunden. Ich werde auf jeden Fall seine Gefriertruhe beschlagnahmen und auf Spuren untersuchen lassen, wenn es da noch was zu finden gibt.» Sie lief jetzt gleichmäßig neben Susanne. «Eigentlich müßte ich jede große Gefriertruhe in Mainz und Umgebung beschlagnahmen. Im Grunde ist jeder verdächtig, bei dem Vogel gegessen hat und dem er als Dank eine miese Kritik im *Amuse Gueule* verschafft hat.»

Susanne kicherte. «Was ein Glück, daß wir da aus dem Schneider sind. Vogel war ja ein echter Fan von Jens' Küche.» «Außerdem wart ihr zwei Hübschen in der fraglichen Zeit schließlich in Paris und habt herumgeflickert, während der arme Vogel in Einzelteile zerlegt wurde.» Tanja schaute Susanne an. «Hast du eigentlich mal bei Bauernberg gegessen, trotz des scheußlichen Ambientes?» erkundigte sie sich. «Nein», antwortete Susanne, «aber eine Kollegin von mir, Dr. Irene Daubmann von der Melanchthon-Gemeinde, die hat mir auch erzählt, die Beurteilung der Goldenen Gans sei ungerecht. Sie meinte, sie würde nicht verstehen, warum Jens 16 Löffel bekommen hätte und die Gans nur 13.» Tanja stutzte: «Und das hat sie dir so offen erzählt, das ist doch eigentlich hart an der Grenze. Sie weiß doch, daß du die Freundin von Jens Maistrom bist, oder?» Susanne wehrte ab. «Ich habe sie regelrecht gedrängt, ihre Meinung offen zu sagen. Überhaupt finde ich, daß Vogel Jens mit seinen 16 Löffeln gar keinen Gefallen getan hat. Jetzt ist Jens so unter Streß, die hohen Erwartungen zu erfüllen, daß er sich gar nicht mehr richtig entspannen kann. Er redet nur noch über das Lokal, ein anderes Thema kennt er überhaupt nicht mehr, ich merke richtig, wie es ihn unter Druck setzt. Aber glaubst du, er redet mit mir darüber? Wenn ich nur zarte Andeutungen mache, wird er richtig sauer. Typisch Mann. Ich hoffe mal, das legt sich wieder.»

\* \* \*

«Herzliches Beileid noch einmal zum Tod Ihres Onkels.» Susanne Hertz reichte Christian Vogel die Hand. Sie war für das Gespräch nach Mainz-Finthen gefahren, Vogel

wohnte in einem Hochhaus an der Römerquelle. Es war erst einmal gar nicht so einfach gewesen, einen Parkplatz zu finden. Dann hatten die Aufzüge offensichtlich einen Dauernutzer in den oberen Stockwerken, so daß Susanne zu Fuß in den fünften Stock steigen mußte. «Jeder Gang macht schlank», dachte sie mißmutig, als sie durch das wenig anheimelnde Treppenhaus nach oben marschierte. Am Ende eines düsteren Flurs wartete der Neffe des Mordopfers schon auf sie an der Wohnungstür. Christian Vogel war etwa so alt wie sie, wirkte aber einerseits älter, andererseits jünger. Älter ließen ihn seine schütterten Haare erscheinen, jünger sein weichlicher Gesichtsausdruck. Sein Mund wirkte kindlich, seine Lippen waren wie schmollend geschürzt. Susanne war nicht überrascht, daß sein Händedruck schlaff war. Spontan hatte sie das Bedürfnis, sich die Hände zu waschen – aber das ging wohl nicht. Vogel führte sie durch einen schmalen Flur in ein überraschend freundlich eingerichtetes Wohnzimmer, das zwar wie aus dem IKEA-Katalog importiert wirkte, aber gemütlich und einladend war. Eine Seite war komplett mit BILLY-Regalen vollgestellt, Christian Vogel schien eine Leseratte zu sein, die Bücher sahen nicht wie Dekorationsobjekte aus, sondern so, als ob sie oft herausgezogen und gelesen würden. Ein geschmackvoll gerahmter Picassodruck hing über dem Sofa (gab's den auch bei IKEA? Susanne nahm sich vor, das bei Gelegenheit herauszufinden). Auf dem Sofatisch aus Kiefernholz (was sonst?) standen schon zwei Tassen, eine Kanne Tee dampfte auf einem Stövchen, auf einem Teller hatte Vogel Kekse gerichtet. Die sonnengelben Vorhänge rahmten eine schöne Aussicht ein. Aus dem fünften Stockwerk konnte man erstaunlich weit sehen, eine Wohnqualität, die man dem häßlichen Bau von außen gar nicht

zugetraut hatte. Auch das Sofa und die Sessel waren gelb, so wie die Tassen. Christian Vogel hatte offenbar das Bedürfnis, sich die Sonne ins Haus zu holen. «Wenn er das alles selbst eingerichtet hat, dann hat er mehr drauf, als sein schwabbeliger Händedruck vermuten läßt», dachte Susanne. «Manchmal täuscht der erste Eindruck eben doch.» Sie wählte das Sofa, nahm dankend eine Tasse Tee und zog ein Blatt Papier und einen Kugelschreiber aus ihrer Handtasche. Christian Vogel setzte sich ihr gegenüber auf einen der gelben Sessel. «Um es gleich offen zu sagen, wir hatten nicht das beste Verhältnis, mein Onkel und ich», eröffnete Christian das Gespräch mit seiner Quäkstimme. «Einen solchen Tod hätte ich ihm natürlich nie gewünscht, aber ich mag jetzt auch nicht so tun, als ob ich am Boden zerstört wäre.» Susanne machte eine beschwichtigende Handbewegung. «Am besten erzählen Sie mir einfach ganz offen, wie Sie Ihren Onkel erlebt haben – was ich dann für die Ansprache verwende, ist eine andere Sache», ermunterte sie ihn. «Ich finde, Beerdigungsansprachen sind nicht dazu da, über einen Menschen zu richten. Es geht eher darum, Erinnerungsbilder aufleuchten zu lassen. Und wenn Sie mir helfen, daß ich ein Bild von Ihrem Onkel gewinnen kann, dann kann auch die Ansprache persönlicher sein. Im übrigen gibt es keinen perfekten Menschen, meistens sind es sogar unsere kleinen und großen Fehler, die uns sympathisch machen. Wir beide entscheiden einfach, was ausgesprochen werden darf und was nicht.» Christian Vogel nickte erleichtert, offenbar war es Susanne gelungen, einen Draht zu ihm zu finden. «Perfekt, das ist in der Tat das Stichwort, das mir zu meinem Onkel einfällt. Er war irgendwie perfekt und erwartete das auch von anderen. Das hat mich mein Leben lang unglaublich unter



Druck gesetzt.» Die Stimme bekam einen leicht beleidigten Tonfall. «Auch mit anderen hat er das so gehalten. Eigentlich habe ich ihn sehr geliebt und bewundert, er war ja auch mein Patenonkel und hat sich oft um mich gekümmert. Meine Eltern waren da eher desinteressiert, Onkel Steffen war der Bruder meiner Mutter, ich glaube, die beiden hatten auch kein sehr enges Verhältnis. Genau kann ich Ihnen das nicht sagen, meine Mutter und ich haben nie darüber gesprochen, und sie selbst lebt auch nicht mehr.» Christian Vogel sammelte sich, so als fürchte er, sich in Erinnerungen zu verlieren. «Jedenfalls hat mich Onkel Steffen oft besucht und mit mir viel unternommen.» Er überlegte einen Moment. «Aber wissen Sie, er hat nie einfach nur so mit mir gespielt, er hatte immer einen Plan, was ich dabei lernen sollte. Das war natürlich auch alles spannend, aber ich hatte immer das Gefühl, er testet jetzt, ob ich das kann oder nicht. Das Verrückte ist, er wußte oder spürte genau, wo ich eine Begabung hatte, manchmal, längst bevor ich mir selbst dessen bewußt wurde. Und dann stellte er mir eine Aufgabe, wie um herauszufinden, wie weit diese Begabung reichte. Er ermunterte mich auch immer: «Du schaffst es, Christian, probier es doch mal aus», und das hat mich auch angespornt.» Christian Vogel rührte nachdenklich in seiner Tasse. «Irgendwann hatte ich das Gefühl, ich falle dabei auf etwas herein.» Er verstummte. «Auf was denn?» fragte Susanne neugierig nach. Christian Vogel suchte nach Worten: «Ja, auf einen Versuch oder so. Als ob er nicht mich meinte, also, als ob nicht ich persönlich ihm am Herzen läge. Ich war das Versuchsobjekt Christian Vogel, an dem zu erproben war, wie lange er braucht, die richtigen Antworten auf einen Fragebogen zu finden, den Weg aus einem Labyrinth zu entdecken, einen

schwierigen lateinischen Text zu übersetzen.» Christian Vogel zögerte lange, bevor er fortfuhr, seine Stimme verlor auf einmal ihren unangenehmen Unterton, sie wirkte dafür leise, auch ängstlich, so, als ob in der Erzählung der kleine Junge, der er einmal gewesen war, zu Worte käme. «Einmal hat er mich nach meinem ersten Schwimmkurs aus einem Boot auf dem See bei Maria Laach ins Wasser geworfen, angeblich, damit ich entdecke, wie gut ich schwimmen kann.» Susanne schüttelte es etwas, ihr wurde plötzlich kalt. «Hatten Sie da nicht unheimlich Angst, wie alt waren Sie denn?» Christian Vogel schaute sie nicht an, sein Blick war in weite Fernen gerichtet. «Ich war zehn Jahre alt, und ich habe geschrien und ihn angefleht, mich ins Boot zu ziehen. Aber er hat nur gerufen: <Schwimm doch!> Dann bin ich geschwommen, bis zum Ufer. Da hat er mir dann strahlend gratuliert, mich umarmt und mir 100 Mark geschenkt. 100 Mark, was das für eine Riesensumme für mich war! Und ich war dann ja auch stolz, daß ich es geschafft hatte.» Christian Vogel klang bitter. «Aus eigenem Antrieb hätte ich mich das nie getraut. Aber es blieb eben dieses merkwürdige Gefühl, daß...» Er überlegte, Susanne wartete geduldig. Sie hatte in langen Berufsjahren die Erfahrung gemacht, daß viel darauf ankam, warten und schweigen zu können. Menschen brauchten ihre Zeit, wenn sie ihr Herz einem anderen öffneten. Plötzlich begann Christian Vogel zu weinen, es brach regelrecht aus ihm heraus. Er schluchzte, suchte vergeblich nach einem Taschentuch, murmelte eine Entschuldigung und verschwand aus dem Zimmer. Kurz darauf kam er mit einer Packung Papiertaschentücher zurück. Er schneuzte sich, aber die Tränen schimmerten immer noch in seinen Augen. «Entschuldigen Sie bitte, ich weiß auch

nicht, was das jetzt ist.» In seiner Stimme klang noch sein Weinen nach. Susanne legte ihm leicht die Hand auf den Arm, sie spürte, daß in Christian eine ganz alte Wunde neu aufgebrochen war. Sie sagte sanft: «Herr Vogel, ein Mensch, mit dem Sie lange verbunden waren, ist gestorben, noch dazu auf grausame Art und Weise. Auch wenn Sie zuletzt kein gutes Verhältnis hatten, da sind doch viele Erinnerungen. Da darf ein Mensch doch weinen.» Christian schluchzte erneut auf. «Die Sache mit dem Laacher See, wissen Sie, ich habe immer gedacht, was passiert wäre, wenn ich es nicht geschafft hätte, eigentlich ein irrer Gedanke, er hätte mich ja nicht ertrinken lassen können, einen Bub von zehn Jahren. Aber etwas Gefährliches war dabei, ich hatte einfach nicht das Gefühl», er weinte wieder stark, schneuzte sich, fand dann seine Stimme zurück, «daß er das getan hat, weil er mich lieb hat. Ich hatte immer das Gefühl, er testet mich. Das tut so weh, auch wenn das nun schon so lange her ist.» Die Tränen strömten wieder über das weichliche Gesicht. Christian Vogel brauchte noch einige Zeit, bis er sich wieder gefangen hatte. Er erzählte Susanne, wie sein Onkel ihn gefordert und gefördert hatte, wie er enttäuscht war, daß Christian nach einem mittelmäßigen Abitur im Studium scheiterte, und wie er ihm, widerwillig, einen Ausbildungsplatz bei Mainz-Glas vermittelt hatte. Dort war Christian nicht lange geblieben, die Nähe zu seinem Onkel war zu belastend für den jungen Mann. «Ich war ihm einfach zu weich, Versuchsreihe gescheitert, sozusagen, das hat er mich schon spüren lassen. Ich habe mir dann was Neues gesucht, nichts Großartiges, ich arbeite heute im Büro von Kalldewei-Transporte. Das hat ihn auch nicht überzeugt. Er meinte, ich hätte mehr Potential, und das stimmt wohl

auch. Aber bei Kalldewei fühle ich mich sicher, und das brauche ich. Onkel Steffens Anforderungen waren einfach zu viel für mich.» Christian Vogels Stimme wurde fester, Susanne spürte, wie es ihm auch gut tat, sich zu erinnern. «Onkel Steffen selbst war ja immer perfekt, allein schon diese grandiose Entdeckung, ohne ihn hätte Mainz-Glas nie dieses Glas entwickeln können. Das war aber nicht der einzige Bereich, in dem er glänzte. In allen Bereichen, die ihn wirklich interessierten, brillierte er bald durch profundes Wissen. Er war perfekt, bis in die Details des täglichen Lebens. Er ging nicht einfach essen, er zelebrierte ein Menü. Das ging so weit, daß er zum freien Mitarbeiter vom *Amuse Gueule* wurde. Das erledigte er so nebenbei – Restaurantkritiken. Woran andere jahrelang arbeiteten, das flog ihm einfach zu. Er erkannte genau, wo Potential war, und er schmeckte erbarmungslos die Schwächen eines Kochs heraus. So wie er einen klaren Blick für die Talente und Schwächen seiner Mitarbeiter hatte. In seinem Team arbeiteten die Besten der Firma. Er wählte seine Mitarbeiter genau aus, manchmal war es den Vorgesetzten noch gar nicht aufgefallen, was für einen «Edelstein» sie unter sich hatten. Onkel Steffen erkannte das fast sofort. Er war ein richtiger Talent-Scout. Und er schuf für seine Leute die besten Arbeitsbedingungen.» Er wurde nachdenklich. «Gemocht haben sie ihn dennoch nicht, da war eine unsichtbare Mauer. Aber geschätzt gewiß, und dankbar waren sie auch, mußten sie jedenfalls gewesen sein. Keiner mußte es bedauern, in sein Team aufgenommen zu werden. Onkel Steffen handelte für alle Sonderkonditionen aus. Auch ein alter Schulfreund von mir hat einmal für ihn gearbeitet. Der hat mir erzählt, wie mein Onkel als Chef so war.» Christians Stimme hatte zuletzt richtig stolz

geklungen. Aber resigniert fuhr er fort: «Nur wer seinen Ansprüchen nicht genüge oder zurückfiel, der wurde erbarmungslos ausgeschlossen, da kannte er keine Sentimentalitäten. Mit mir hat er immerhin noch gesprochen, nachdem ich bei Kaldewei angefangen habe. Allerdings nur noch selten, es war schon klar, daß er jede Hoffnung aufgeben hatte, aus mir das zu formen, was er sich vorgestellt hatte.»

Nachdenklich blickte Susanne auf Christian. Sein weiches Gesicht sprach Bände, das war gewiß nicht der Mann, den sich Steffen Vogel als Neffen gewünscht hatte. Seine Förderungspläne waren viel zu schonungslos für den Jungen gewesen. Und doch – da war ja auch viel Interesse von seiner Seite aus, er hatte Zeit mit seinem Neffen verbracht, hatte sich überlegt, was nützlich für ihn wäre. Vielleicht täte es Christian gut, auch das Positive in der Beziehung zu seinem Onkel wahrzunehmen. «An welche Erlebnisse mit Ihrem Onkel denken Sie denn gerne zurück?» fragte sie deshalb. Christian überlegte. Dann stiegen ihm wieder Tränen in die Augen. «Ich weiß noch, wie wir im Frankfurter Zoo waren und im Senckenbergmuseum, überhaupt, die Museen, in die er mich geschleppt hat, erst war das ja langweilig, Städel, Neue und Alte Pinakothek, Ausstellungen im Grand Palais in Paris, aber ich fand es schließlich richtig aufregend, und heute gehe ich als erstes ins Museum, wenn ich eine Stadt besichtige. Überhaupt die Reisen, die er mit mir unternommen hat, das war schon toll.» Christian weinte jetzt wieder laut, aber es klang nicht mehr so verzweifelt wie zu Beginn des Gesprächs. Und er fand auch schneller seine Fassung zurück, um eifrig weiter zu erzählen: «Ganz besonders aufregend fand ich es, als er mit mir nach Südostasien geflo-

gen ist. Natürlich hatte das Bildungsgründe, wir haben keinen einzigen Tag am Strand gelegen, sondern sind von Tempel zu Tempel gefahren.» Christian ahmte offenbar die belehrende Stimme seines Onkels nach: «Wehe, wenn ich abends im Hotel nicht die unterschiedlichen buddhistischen Strömungen fehlerfrei aufsagen konnte oder etwas von dem vergessen hatte, was der Führer uns erläutert hatte.» Dann gewann die Begeisterung über die Reise wieder die Oberhand und er sprach mit seiner eigenen Stimme weiter. «Wir haben die Stätten des Vietnamkriegs besichtigt und Angkor Wat besucht. Noch nie habe ich eine großartigere Anlage gesehen. Ich weiß nicht, wie es heute dort ist, bestimmt ziemlich touristisch. Wir waren ja Pioniere auf dieser Reise, es war kurz nach dem Ende des Pol-Pot-Regimes, man wurde mit bewaffneten Autos zu den Sehenswürdigkeiten gefahren, weil überall noch verstreute Rebelleneinheiten lauerten. Auf dieser Reise ist seine Faszination für Asien geboren worden.» Christian wurde nachdenklich. «Allerdings nicht in Kambodscha, da waren die Menschen deprimiert, fast dumpf, das Pol-Pot-Regime hatte die Seelen der Kambodschaner zerstört. Das waren keine Leute für Onkel Steffen, da fand er nichts zu entdecken. Nein, es war vorher, in Vietnam. Wir saßen auf dem Dach irgendeines Traditionshotels mit Blick auf den Mekong, während des Vietnamkriegs war es ein Treffpunkt aller Journalisten, den Namen habe ich vergessen. Aber ich weiß noch genau: Irgendwann sagte er: «Es ist unglaublich beeindruckend, daß es diesem kleinen Volk gelungen ist, sich zu wehren, ja zu siegen. Alle Bomben, die die Amerikaner geworfen haben, konnten dieses Volk nicht zerstören.» Er hatte ja immer ein Gespür für Begabungen, und er fand die Vietnamesen einfach talentiert. Fleißig,

intelligent und zäh – das imponierte ihm. Er ist dann später noch oft in die Gegend geflogen, schließlich meistens nach Thailand. Ja, und merkwürdig», Christian Vogel hielt einen Moment inne, «er hat mir vor einem Jahr etwas erzählt, das eigentlich gar nicht zu ihm paßte. Onkel Steffen sagte: «Das Wunderbare ist: die Menschen in Thailand wollen mit dem Herzen fühlen, was sich ein anderer Mensch wünscht, und sie versuchen dann, ihm diesen Wunsch zu erfüllen.» Er runzelte die Stirn. «Das paßte wirklich gar nicht zu ihm.» Susanne blickte ihn fragend an: «Was paßte nicht – daß er sich für fremde Kulturen interessierte?» Christian schüttelte den Kopf. «Nein, das hat er immer getan, allerdings kühl, fast sezierend. Aber dieser Satz, den hat er so warm ausgesprochen, das kannte ich an ihm gar nicht. Sonst war er immer kühl, fast wie mit Eis gepanzert. Warm – das war neu. Ich glaube, den Thailändern ist gelungen, was hier niemandem gelungen ist – sie haben sein Herz berührt.» Auch seine Stimme hatte einen warmen Klang gewonnen. «Glauben Sie, daß das auch weiter ging, offen gesagt: Hat er Sex gesucht in Thailand?» fragte Susanne. «Nein!», entschieden wehrte Christian Vogel ab, sein «Nein» hatte wieder den unangenehmen Quähton angenommen. Offenbar wollte er seinen Onkel verteidigen. «Das wäre nicht sein Stil gewesen, Kinderprostitution fand er nur widerlich, und er hat es immer abstoßend gefunden, wenn Menschen die Schwächen anderer ausgebeutet haben. Er selbst war ja auch eher daran interessiert, Stärken zu fördern, ob einem das paßte oder nicht.» Susanne gab zu bedenken: «Er könnte ja auch einen erwachsenen Menschen gefunden haben.» Christian antwortete trocken: «Sie meinen, ob er schwul war? Ich glaube, das Kapitel Sex hat ihn nie wirklich berührt, ob so

oder so herum, und er hatte einen viel zu klaren Blick für die Schwächen seiner Mitmenschen, um sich und sein Leben einem einzelnen Menschen anzuvertrauen. Vielleicht, wenn er sich selbst ein perfektes Gegenüber hätte schaffen können, dann wäre eine Beziehung möglich gewesen. Ich glaube auch nicht, daß er in Thailand eine Beziehung begonnen hat. Es war etwas anderes.» Er suchte nach den richtigen Worten. «Es war», er atmete tief durch, «wie eine Bekehrung. Sonst war er es ja, der bei anderen den Durchblick hatte. Und plötzlich, so stelle ich mir das jedenfalls vor, waren andere hellsehtig oder hatten den Durchblick in sein Herz. Was weiß ich, was sie da entdeckt haben, aber es hat ihn verwandelt. Ich glaube, er wollte hier alle Zelte abbrechen und ganz nach Thailand ziehen. Er hat mir nichts Konkretes erzählt, nur, daß er sein Haus in Gonsenheim verkaufen will und bei Mainz-Glas aufgehört hat. Ich nehme einfach an, er wollte ganz weg.» Christian schwieg. Dann fuhr er fort: «Eigentlich schade, daß er ausgerechnet dann ermordet wurde, als er sein Lebensglück gefunden hatte.» «Vielleicht ist er ja gerade deshalb ermordet worden», meinte Susanne nachdenklich.

\* \* \*

*Es war nicht passiert. Es konnte nicht passiert sein, weil sich nichts geändert hatte. Niemand war gekommen und hatte etwas nachweisen können, niemand wußte, was tatsächlich geschehen war. Wußte wirklich niemand etwas, ahnte keiner die Wahrheit? Es war wohl so. War es möglich, daß die Stimme verraten könnte, wie es war? Die anderen müßten sie doch auch hören, so deutlich, so scharf, so traurig, so spöttisch, und immer wieder bittend:*





*«Tu's nicht, tu's nicht.» Warum war sie vorher nicht so deutlich gewesen, diese Stimme? Warum hatte sie vorher nicht gewarnt? Und – wer hörte ebenfalls diese Stimme? Sie mußte doch von anderen gehört werden. Das war doch sonst verrückt. War es verrückt? War das der Irrsinn? Das war nicht möglich, das Leben lief doch ganz normal weiter, niemand merkte etwas. Jedenfalls nicht das Entscheidende. Hörten sie denn nicht die Stimme? Nicht einen Laut? Nicht einmal den Ton, dieses Geräusch, mit dem der Nagel durch das Fleisch fuhr? Sie mußten es hören. Und wenn sie es nicht hörten, dann war es wohl tatsächlich nicht wahr!*

\* \* \*

Christian Vogel holte aus seinem Arbeitszimmer einen DIN-A4-Rahmen aus schlichtem, dunklem Holz. «Ich bin ganz überrascht, daß ich das in dem Chaos, das die Einbrecher hinterlassen haben, tatsächlich entdeckt habe. Es war auf der anderen Seite aber auch nicht so schwer, die Urkunde hing im Flur. Sie wollten doch seinen Konfirmationsspruch wissen, hier ist er: «Und führe mich nicht in Versuchung.» Können Sie damit etwas anfangen?» Susanne dachte nach: «Ich weiß es noch nicht», antwortete sie offen, «aber ich will dieses Wort auf jeden Fall in die Trauerfeier einfügen, wenn es ihm so wichtig war, daß er die Urkunde aufgehängt hat.» Susanne nahm den Rahmen mit der Urkunde vorsichtig entgegen und sichtete ihre Notizen. «So, Herr Vogel, jetzt muß ich mir noch ein paar Daten notieren. Also, Ihr Onkel, Steffen Vogel, wurde geboren am 20. Juni 1952. Wo?» «In Berlin», antwortete Christian. «Und was waren seine Eltern von Beruf?»

Christian überlegte, um alle Fakten zu sortieren. «Mein Großvater hatte ein kleines Chemieunternehmen, meine Großmutter war vermögend und nicht berufstätig. Das Unternehmen blieb im Osten, als beide Ende der 50er Jahre mit ihren beiden Kindern, also meinem Onkel und seiner älteren Schwester Gisela, in den Westen geflohen sind. Mit dem Vermögen meiner Mutter, das schon vorher zu großen Teilen hier im Westen angelegt war, konnten sie dann etwas Neues in der Nähe von Frankfurt aufbauen. Später ist die Firma von Hoechst aufgekauft worden. Meine Mutter ist mit ihrem Erbteil ziemlich verschwenderisch umgegangen, ich habe praktisch nichts geerbt, als meine Eltern gestorben sind. Mein Onkel hat – wie alles – natürlich auch die Verwaltung seines Erbes perfekt organisiert. Ich habe noch keinen Überblick, wieviel er tatsächlich besaß, aber es wird eine ansehnliche Summe sein. Allein das Haus in Gonsenheim ist bestimmt eine Million Euro wert. Mein Onkel hat nie geheiratet, ich bin das einzige Kind seiner Schwester, sonst gibt es keine Verwandten. Aber ich glaube schon, daß viele zu seiner Beerdigung kommen werden. Einmal die Kollegen von Mainz-Glas, dann vielleicht noch jemand vom *Amuse Gueule* und halt alle, die aus Sensationsgier kommen.» Christian schwieg erschöpft, dann fuhr er verzagt fort: «Meinen Sie, wir müssen singen? Das klingt bestimmt schrecklich, und mein Onkel liebte doch die Perfektion. Am liebsten wäre mir eine CD, er schätzte Bach, das paßt doch, oder?» Susanne stimmte einer musikalischen Gestaltung mit Hilfe einer CD-Anlage zu, wonach sie und Christian Vogel noch den weiteren Ablauf der Trauerfeier regelten. Dann verabschiedete sich Susanne, sie war etwas mehr als eine Stunde in der kleinen Wohnung gewesen und hatte viel erfahren

– über einen Menschen, der ihr durch die Erzählungen seines Neffen merkwürdig nahe gerückt war, und über ein gespanntes, manchmal bedrückendes, in seiner Eigenart berührendes Onkel-Neffe-Verhältnis. Sie hatte viel Stoff zum Nachdenken bekommen. Vogel brachte sie noch zur Tür. «Danke, Frau Pfarrer. Wissen Sie, mir ist gar nicht so klar gewesen, daß ich ihn doch lieb gehabt habe, meinen perfekten Onkel. Also, Sie machen das bestimmt prima.» Er reichte ihr die Hand. «Das hoffe ich», dachte Susanne, während sie durch das Treppenhaus nach unten lief, die Aufzüge hingen offenbar immer noch in den oberen Etagen fest. Und sie überlegte, ob Christian Vogel wohl weiterhin in seiner Wohnung bleiben oder ins Haus seines Onkels umziehen würde. Sie hatte sich nicht getraut, ihn das zu fragen. Sie glaubte fast, er würde die Wohnung behalten. Sie paßte zu ihm, das Haus war für ihn eine Nummer zu groß.

\* \* \*

Tanja und Arne beobachteten, wie Susanne das Haus verließ. Sie hatten die Schicht übernommen. Christian Vogel wurde rund um die Uhr bewacht, seitdem er das Polizeipräsidium nach dem Gespräch mit Tanja und Arne verlassen hatte. Nach wie vor war er der Hauptverdächtige, er hatte als einziger Angehöriger den größten Nutzen vom Tod seines Onkels. Bislang hatten sie aber nichts herausbekommen, außer daß Christian Vogel ein Mensch mit festen Gewohnheiten war, der morgens um dieselbe Uhrzeit aufstand, sich beim Bäcker in der Siedlung zwei Brötchen und die Zeitung holte, eine halbe Stunde später mit der Straßenbahn zur Arbeit fuhr und nachmittags stets um 16.00 Uhr zurück-

kehrte. Bisher hatte er danach die Wohnung niemals verlassen. Tanja hatte selten ein ereignisloseres Leben beobachtet. «Wenn der mal tot in der Wohnung liegt, dann ist er an Langeweile gestorben, jede Wette», meinte sie zu Arne. Sie hatte sich den Autositz zurückgestellt und döste etwas vor sich hin. Arne war mit der Beobachtung der Haustür dran. Es war ziemlich eintönig und erforderte gleichzeitig eine ungeheure Konzentration. Ständig gingen Menschen in das Hochhaus hinein beziehungsweise kamen aus ihm heraus, aber Christian Vogel rührte sich nicht. «Hat sich in Sachen Jacobi heute eigentlich irgend etwas ergeben?» fragte er Tanja. Er selbst war zum wiederholten Mal bei Mainz-Glas gewesen, um die Mitarbeiter zu befragen, und war die letzten Stunden nicht im Präsidium gewesen. «Nichts Neues unter der Sonne», antwortete Tanja. «Die anderen haben schon wunde Finger vom Telefonieren. Ich hoffe mal, daß der sich irgendwann von selbst meldet, es sei denn, er hat Dreck am Stecken und ist untergetaucht. Dann können wir's vergessen, es sei denn, Kommissar Zufall ist auf unserer Seite.» «Sei mal still, da tut sich was!» Arne startete den Opel. Tanja richtete sich auf. Eben war Christian Vogel aus dem Haus getreten. «Wie sieht denn der aus?» fragte sie verwundert. Vogel trug einen Anzug und steuerte zielgerichtet auf einen alten Ford Fiesta zu, der am Straßenrand parkte. «Wo will der denn mit der Schrottkiste hin, die paßt ja nun wirklich nicht zum Anzug», meinte Arne. Mühsam und nach einigem Hin und Her gelang es Vogel, seinen Wagen aus der eigentlich großzügigen Parklücke zu manövrieren. «Der fährt zur Autobahn», sagte Tanja. «Haben wir genügend Benzin im Tank, nur für den Fall, daß der jetzt nach München will?» «Das schafft der mit dem Fiesta nicht», meinte Arne, «der bricht ihm noch vor Würzburg

auseinander.» Unbeirrt fuhr Christian Vogel auf die Schiersteiner Brücke und ordnete sich links ein. «Der will nicht nach München, der will nach Wiesbaden», erkannte Tanja. In der Tat fuhr Vogel zielsicher geradeaus nach Wiesbaden hinein, blinkte dann nach rechts und bog ab. «Will der zum Hauptbahnhof?» rätselte Arne. Aber Vogel hatte sich schon wieder links eingeordnet. «Der fährt Richtung Oper», sagte Tanja. «Da muß er sich aber beeilen, du Kulturbanausin», entgegnete Arne, «um die Zeit hat schon alles angefangen, da lassen sie ihn, wenn er Glück hat, noch in der Pause rein». Doch Christian Vogel wollte nicht in die Oper. Geschickt lenkte er seinen Fiesta in eine Seitenstraße. «Der kennt sich aus», bemerkte Tanja. Arne konnte den Wagen noch schnell auf einen reservierten Hotelparkplatz stellen. Dann folgten sie dem Neffen. «Wir hätten es uns denken können», bemerkte Arne. Christian Vogel war unbeirrt und eiligen Schritts zum Casino gelaufen. «Der spielt, Tanja. Und der spielt um viel Geld.» Tanja und Arne schauten einander an. Sie waren beide in Jeans und T-Shirt. «Die lassen uns höchstens zu den einarmigen Banditen durch», meinte Arne. «Aber der wird hier noch länger sein, jede Wette. Wir fahren jetzt zurück nach Mainz und ziehen uns um.» «Was soll ich mir denn bitteschön anziehen?» fragte Tanja, «ich kann nur eine schwarze Jeans anbieten. Ich besitze kein Abendkleid.» Arne schaute sie kopfschüttelnd an: «Wie soll es denn da mit deiner Karriere als Polizeipräsidentin laufen, liebe Tanja ... aber im Ernst. Hast du keine Freundin, die dir auf die Schnelle einen Fummel leihen könnte?» Tanja überlegte. Dann holte sie ihr Handy heraus. «Hallo Susanne, hier ist Tanja. Hast du irgendein Abendkleid, das auch mir passen könnte? Schon gut, spar dir die blöden Bemerkungen, ich sag jetzt auch nichts ...?

Es darf schlabbern, klar, Hauptsache es sieht halbwegs solide aus ... ich sagte doch, spar dir die blöden Bemerkungen ... Ja, wir kommen sofort vorbei ...

Nein, ich habe keinen neuen Lover, ich komme mit Arne, und die ganze Sache ist dienstlich, du hilfst gerade bei einer polizeilichen Ermittlung, der Staat dankt dir.»



\* \* \*

Eine Stunde später betraten Arne und Tanja das Spielcasino in Wiesbaden. Tanja lief ein wenig unsicher. Sie hatte zwar dieselbe Schuhgröße wie Susanne, und mit einiger Mühe hatten sie aus einem Stapel ganz hinten im Kleiderschrank («Die ziehe ich seit Jahren nicht mehr an, viel zu langweilig die Dinger, habe ich damals zum 90. meiner Tante gekauft, ein totaler Fehlschlag, aber ich kann mich einfach nicht von ihnen trennen, nein, flachere hab ich nicht, wieso?») ein Paar schwarze Pumps hervorgezogen, die nur vier Zentimeter Absatz aufwiesen. Für jemanden, der sonst nur in bequemen Schnürschuhen herumlief, waren das vier sehr hohe Zentimeter. «Hoffentlich meinen die nicht, ich hätte schon einen im Tee», jammerte Tanja. Ein schwarzes Wickelkleid von Susanne stand ihr erstaunlich gut. «So könntest du öfter zum Dienst erscheinen», lästerte Arne. «Klappe, Kollege», fauchte Tanja, um sich im nächsten Moment an Arnes Arm zu klammern. Sie war es wirklich nicht gewöhnt, mit Pumps zu laufen. «Du solltest mit dem Whisky sparsamer sein, Liebste», flötete Arne zuckersüß. Tanja trat ihm mit dem 4-Zentimeter-Absatz auf den schwarzen Lederschuh. Arne verzog keine Miene, sondern beugte sich zärtlich an Tanjas Ohr. «Ich weiß, wo die Schleife deines Kleides sitzt, Herzchen, also reiß dich

zusammen, sonst wickel ich dich vor dem Roulettisch aus.» Beide strahlten sich an, als wären sie frisch verliebt. Arne trug einen anthrazitgrauen Anzug mit lachsfarbenem Hemd und dezent gestreifter Krawatte. Tanja war aus dem Staunen nicht mehr herausgekommen, als Arne so aus seinem Schlafzimmer getreten war. «Den habe ich mir für die Nibelungenfestspiele in Worms gekauft. Gefällt er dir?» hatte er gefragt und zufrieden über die leichte Wolle gestrichen. «Normalerweise kostet der fast ein halbes Monatsgehalt, ich habe ihn im Ausverkauf echt günstig bekommen. Macht was her, oder!» Tanja bewunderte ihren Kollegen und wunderte sich im stillen über Arnes kulturelle Interessen, von denen sie nichts geahnt hatte. Jetzt erkundeten die beiden die Räumlichkeiten des Casinos. «Er sollte uns möglichst nicht entdecken», raunte Arne Tanja zu. Die nickte nur und blickte sich staunend um. Sie war noch nie in einem Spielkasino gewesen und konnte sich der Wirkung der prachtvoll eingerichteten Räumlichkeiten nicht entziehen. In den Kronleuchtern funkelte es, die Teppiche dämpften ihre Schritte. Die Croupiers, darunter auch Frauen («Hießen die Croupieusen?» fragte sie sich), handelten souverän und ruhig wie Priesterinnen und Priester eines geheimnisvollen Kultes. Ihre Bewegungen wurden von vielen Augenpaaren mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet. Tanja bemerkte, daß manche Spieler offensichtlich die Tische wechselten, andere schienen einen festen Platz einzunehmen. An Arnes Arm (sicher war sicher) ging sie von Raum zu Raum. Plötzlich entdeckten sie Christian Vogel. Arne stieß Tanja vorsichtig an und zog sie in eine dunklere Ecke außerhalb der Sichtweite von Christian. Doch die Vorsichtsmaßnahme war überflüssig. Christian Vogel sah nur den Croupier an seinem Roulett-

tisch und die Jetons, die sich vor ihm auf dem Tisch stapelten. Tanja und Arne sahen sich an. «Der spielt heute Abend nicht um 100 Euro», murmelte Arne. Sie schauten Christian Vogel beim Spiel zu. Zielgerichtet (spielte er nach einem System?) plazierte er Jetons an verschiedenen Stellen des Tisches, wartete dann mit mühsam unterdrückter Erregung, wenn die Kugel im Rund lief. Ab und an schob ihm der Croupier einen Stapel Jetons zu, meistens mußte er es aber geschehen lassen, daß der Spielleiter seinen Einsatz einzog. Tanja trat von einem Fuß auf den anderen. «Das kann ja Stunden dauern», maulte sie, «bis dahin habe ich zehn Blasen, an jedem Zeh eine. Ich frage mich, wie Susanne diese Folterinstrumente erträgt.» Arne blickte unverwandt auf den grünen Filztisch. «Der wird spielen, bis kein Jeton mehr vor ihm liegt», flüsterte er. «Und wir werden warten, bis dieser Zeitpunkt gekommen ist. Dann sind wir an der Reihe.» Tanja nickte ergeben. Der Raum war mit leisem Raunen erfüllt, niemand sprach laut. Alle waren auf ihr Spiel konzentriert. Der Stapel Jetons vor Christian Vogel wurde immer kleiner. Endlich, es war schon kurz vor ein Uhr, setzte Vogel mit einem Seufzer seine letzten Jetons auf Rot. Er erstarrte förmlich, als die Kugel lief. Resigniert schob er seinen Stuhl zurück, als die kleine Kugel auf eine schwarze Zahl fiel. Seine Gestalt, die am Spieltisch noch angespannt gewirkt hatte, schien jetzt zu zerfließen. Erschöpft wischte er sich mit einem Taschentuch die Stirn. Arne und Tanja traten auf ihn zu. Mit gesenktem Kopf steuerte er auf den Ausgang zu. Arne stellte sich ihm in den Weg. «Herr Vogel, wir müssen Sie sprechen.» Vogel blieb stehen und schaute nur kurz auf. «Ich bin müde und will nach Hause», sagte er mißmutig. «Darauf können wir jetzt leider keine Rücksicht nehmen,



Herr Vogel», entgegnete Arne. «Kommen Sie, wir gehen nach draußen. Im Park können wir ein paar Schritte an der frischen Luft gehen.» Tanja rammte Arne ihren Ellebogen leicht in die Seite. «Oder uns auf eine Parkbank setzen», ergänzte sie.

\* \* \*

Vogel saß auf einer Bank im Kurpark. Die Parklaternen warfen lange Lichtstreifen auf den Rasen. Der Neffe von Steffen Vogel hatte seinen Kopf in den Händen vergraben. Tanja saß neben ihm, Arne hatte sich auf eine Bank gesetzt, die im rechten Winkel stand. «Wie viel haben Sie heute abend verloren?» fragte Tanja. Vogel schüttelte den Kopf. «Herr Vogel, wir möchten eine Antwort haben», bemerkte Arne streng. Er fühlte sich hundemüde, und auch seine Füße taten vom langen Stehen weh. Tanja hatte ihre Pumps abgestreift. Arne wollte gar nicht wissen, wie es ihren Füßen ging. «Herr Vogel, wieviel haben Sie heute verspielt?» Vogel hob den Kopf nicht. Plötzlich begann er, leise zu weinen. Er wimmerte wie ein kleines Kind und wischte sich wie ein kleines Kind mit der Hand Rotz und Tränen aus dem Gesicht. Tanja merkte, wie sie ärgerlich wurde. Da saßen sie mitten in der Nacht in Wiesbaden neben diesem menschlichen Häufchen Elend, das eben fast ein Monatsgehalt verspielt hatte. Einfach so. Vogel stieß sie ab, sein Weinen fand sie widerlich, widerlich auch die Tränen und Schleimspuren auf seinem Handrücken, die im Laternenlicht glitzerten. Tanja hätte sich am liebsten übergeben. Sie bemerkte einen Impuls, in dieses weichliche Gesicht zu schlagen. Immer wieder zu schlagen. Doch sie war Profi genug, diesen Impuls wahrzunehmen und ein-

zuordnen, um sich anschließend innerlich einen Ruck zu geben. «Herr Vogel, wir haben Zeit. Wir können Sie gerne ins Präsidium mitnehmen, um Ihrer Erinnerung nachzuhelfen.» Vogel schüttelte den Kopf, sagte aber weiter nichts. «Herr Vogel», Arne ergriff das Wort, «entweder Sie antworten jetzt, oder wir fahren sofort. Ich warte nicht ewig auf dieser Bank. Wieviel haben Sie heute abend verspielt?» Vogel flüsterte irgend etwas in seine Hände. Wieder spürte Tanja diesen Impuls, Vogel zu schlagen. Seine weichliche Art hatte etwas Provozierendes. Steffen Vogel, seinem Onkel, war es sicher auch so gegangen. Ein erfolgreicher Typ wie Vogel mußte doch einen solchen Neffen als Strafe Gottes empfinden. Hatte Steffen Vogel seinen Neffen geschlagen, und hatte Christian dann zurückgeschlagen und getroffen, zu gut getroffen? War es vorstellbar, daß dieser weibische Typ eine Leiche zerteilte? Unmöglich! Und doch, Tanja dachte daran, wie Christian Vogel bis zum Äußersten angespannt am Roulettisch gesessen hatte. Wenn es ihm um etwas ging, dann wurde er offenbar zu einem anderen Menschen. Der Christian Vogel, den sie im Casino gesehen hatte, der würde diese Tat vollbracht haben können. Eine Tat, die dem menschlichen Wrack, das gerade neben ihr saß, niemand zutrauen würde. «Reden Sie lauter, verdammt noch mal», herrschte sie ihn nun an und schlug mit der flachen Hand fest auf die Lehne der Parkbank. Vogel zuckte zusammen, als ob sie ihn geschlagen hätte. «Er spürt, was ich am liebsten tun würde», dachte Tanja und war einen Augenblick beschämt. Ihre Aggressionen waren ihr Problem, das wußte sie, und zugleich ihr Potential, wenn sie diese emotionalen Kräfte bewußt steuern und beherrschen konnte. Tanja wußte, warum sie ihren Körper bis zum Äußersten forderte und stählte, es war ihre

Art, mit der Wut, die in ihr brodelte, konstruktiv umzugehen. Wenn sie ihre Aggression gezielt einsetzen konnte, war es gut. Doch ab und zu brach es unkontrolliert aus ihr heraus, und die entsetzten Reaktionen waren dann wie eine kalte Dusche. Auch jetzt war sie zu weit gegangen, das merkte sie. Christian Vogel würde sie nie angreifen oder sich beschweren, trotzdem: sie hatte ihm gegenüber die Beherrschung verloren, und das war nicht gut. Es war ihre Aufgabe, in einem Verhör stets die Kontrolle zu bewahren. Sie spürte, wie Arne sie prüfend ansah, und nickte ihm zu. Er verstand und übernahm das Gespräch. «Herr Vogel, antworten Sie laut und vernehmlich, sonst beenden wir unser Gespräch hier und fahren nach Mainz aufs Präsidium.» Vogel sah immer noch nicht auf. «3000 Euro», flüsterte er, immer noch leise, aber vernehmlich. «3000 Euro», wiederholte Tanja entsetzt. Das war mehr, als sie gedacht hatte. Der Mann war wirklich krank. «Wie oft kommen Sie hier ins Casino?» hakte sie nach. «So oft es geht», antwortete Vogel müde. Er hatte jetzt seine Hände über dem Schoß verschränkt, sein Kopf baumelte haltlos hin und her. Tanja versuchte es noch einmal. «Herr Vogel, wußte Ihr Onkel davon?» Vogel nickte. «Herr Vogel, hat er Ihnen deshalb so viel Geld überwiesen?» Vogel nickte wieder. «Haben Sie ihn deshalb umgebracht?» Vogel nickte. Arne nahm Tanjas Hand und drückte sie fest. Das hier hatte keinen Sinn. Aus diesem Menschen würden sie heute nacht nichts Vernünftiges mehr herausbekommen. Sie durften ihn noch nicht einmal allein nach Hause fahren lassen. In diesem Zustand war Christian Vogel eine Gefahr für jeden Laternenmast zwischen Wiesbaden und Mainz, von beweglichen Objekten ganz zu schweigen. «Herr Vogel, wir fahren Sie jetzt nach Hause. Morgen melden Sie sich bitte umgehend nach

Ihrer Arbeit um 16.00 Uhr im Polizeipräsidium. Ihr Auto können Sie dann später abholen.» Vogel trottete zwischen Arne und Tanja zum Opel. Tanja fuhr, Arne setzte sich mit Vogel auf den Rücksitz. Schweigend fuhren sie über den Rhein zurück nach Mainz. An der Römerquelle ließen sie Christian Vogel aussteigen. Immer noch hing sein Kopf wie willenlos nach unten. Arne ging noch mit ihm zur Haustür des Hochhauses. Vogel zog seine Schlüssel wie ferngesteuert aus der Hosentasche. Arne entschloß sich, ihn bis zur Wohnungstür zu begleiten. Im Fahrstuhl blickte Vogel auf den Boden der Kabine. «Morgen, nach Ihrer Arbeit, um 16.00 Uhr. Und seien Sie pünktlich.» Vogel nickte nur schweigend, schloß seine Wohnungstür auf und verschwand im dunklen Flur. Ein alter, gebrochener Mann. Noch nicht einmal 40 Jahre alt. Nachdenklich fuhr Arne im Aufzug nach unten. Im Auto setzte Tanja zu einer Erklärung an. «Schon gut», unterbrach Arne sie, «das kann jedem passieren. Wir werden morgen sehen, was er uns zu sagen hat. Jetzt bring mich mal nach Hause. Und quäl dich nicht. Wir sind alle Menschen. Und Menschen fahren manchmal aus der Haut. Auch du, Tanja Schmidt.» «Aber ...», setzte Tanja erneut ein. «Kein Aber, Tanja, sonst mußt du zur Strafe diese Schuhe die nächste Woche ständig tragen.» Tanja schluckte. «Du bist ein Schatz, Arne», sagte sie. «Ich weiß», lächelte er und strich Tanja leicht über den kurz geschorenen Schopf.

\* \* \*



«Immer noch nichts Neues in Sachen Jacobi?» fragte Arne Tanja am nächsten Morgen. Die schüttelte den Kopf. Alle Anstrengungen der letzten Tage hatten sie keinen Schritt

weitergebracht. Sie hatten Hunderte Jacobis im Rhein-Main-Gebiet angerufen – ohne Ergebnis. Das Schlimmste war: sie wußten noch nicht einmal, ob einer der angerufenen Jacobis einfach gelogen und die Freundschaft zu Steffen Vogel aus Angst oder Vorsicht nicht zugegeben hatte. Es war zum Verzweifeln. «Meinst du, es war Christian Vogel?» fragte Tanja. Arne schüttelte nachdenklich den Kopf. «Ich glaub's einfach nicht, er ist eigentlich nicht der Typ dazu. Aber du weißt ja», er lächelte liebevoll zu seiner Kollegin, «daß in einem Menschen ungeahnte Energien schlummern können. Wer weiß, wie Steffen Vogel seinen Neffen hat provozieren können. Vielleicht hat er ihm angedroht, die Zahlungen einzustellen. Denn die 2000 Euro, die waren garantiert dafür gedacht, seine Spielsucht zu finanzieren. Und wenn ein Süchtiger nicht mehr an seinen Stoff kommt, ist er bekanntlich zu allem fähig. Ich frage mich auch, warum Steffen Vogel ihm so viel überwiesen hat. Dazu war er nun wirklich nicht verpflichtet. Wir werden ja sehen, was er uns heute nachmittag erzählen kann.» Es klopfte kurz, eine Mitarbeiterin steckte ihren Kopf ins Zimmer. «Na, ihr zwei Hübschen, ihr schaut ja ziemlich bedröppelt», zwitscherte sie fröhlich, «Kopf hoch, ich habe neue Erkenntnisse für euch. Die Spurensicherung hat Spannendes für euch beide entdeckt, damit die Sonne wieder scheinen kann.» Sie warf mit geübtem Schwung einen Umschlag auf den Schreibtisch. «Viel Spaß weiterhin!» jubelte sie und schloß die Tür geräuschvoll. Arne und Tanja schauten sich grinsend an. Diese neue Kollegin würde selbst an einem trüben Novembertag Sonnenschein ins Polizeipräsidium zaubern. Wenn es sie nicht gäbe, müßte sie erfunden werden. Dann öffneten sie den Umschlag. «Das gibt's doch nicht!» Tanja schlug mit der

flachen Hand auf den Schreibtisch. «Aber ich hab mir doch gleich gedacht, daß ein Mann wie der Steffen Vogel irgendeine sexuelle Beziehung haben muß.» Arne stand auf und blickte über ihre Schulter auf das Dossier. Er las laut vor: «Haare einer weiblichen Person im Schlafzimmer und im Bad. Nicht identisch mit der Putzhilfe. Das ist in der Tat ziemlich eindeutig. Und jetzt haben wir eine zweite Person, nach der wir dringend suchen müssen. Eine Frau. Tanja, schlaff nicht ab, wir fahren nach Gonsenheim und befragen die Nachbarn. Irgendeiner muß doch die Lady, die Steffen Vogel beglückt hat, einmal gesehen haben.» Tanja und Arne waren insgeheim froh über die neue Perspektive. Es war frustrierend, in einem Fall so festgefahren zu sein wie im Fall Steffen Vogel, und es tat gut, wenigstens die Spur einer Spur zu haben. Beide waren auch froh, aus dem stickigen Büro fliehen zu dürfen, in dem der Frust mühsamer Schreibtischarbeit sich förmlich in die Raufasertapete gefressen hatte. Arne lenkte den Opel aus der Tiefgarage des Polizeipräsidiums und war schon zwanzig Minuten später in der Friedrichstraße. «Ich glaube, er hat sie tagsüber empfangen, damit es unauffälliger ist», meinte Tanja. «Ob es eine Nutte war?» Arne schüttelte den Kopf. «Ein Typ wie Steffen Vogel läßt es sich nicht von einer Nutte besorgen. Zumindest nicht von einer 08/15 Dame vom Hauptbahnhof. Aber eine offizielle Beziehung war es auch nicht, sonst hätte ja sein Neffe oder irgendwer von Mainz-Glas davon gewußt. Wir müssen seinen Terminkalender und die Notizen vom Schreibtisch noch einmal genau durchsehen. Irgendwo muß sich einfach ein Hinweis finden.»

Tanja und Arne begannen mit der mühsamen Befragung von Haus zu Haus. Alle Nachbarn waren schon einmal

befragt worden, das machte die Sache nicht einfacher. Die Leute hier mochten es nicht, wenn sie in ihrer Privatsphäre gestört wurden, da war eine Befragung für ihren Geschmack schon mehr als genug. Viele Türen blieben verschlossen, die Bewohner waren nicht zu Hause oder hatten keine Lust, die Tore zu öffnen. Arne und Tanja klingelten dennoch unverdrossen an jeder Tür – wenn sie denn überhaupt an die Türen herankamen, was selten der Fall war. Zumeist konnten sie die Villen kaum hinter den hohen Zäunen aus Metall oder dicht gewachsenen Buchsbaumhecken erkennen. Rote Alarmlampen ragten an fast jedem Tor in den Himmel und kündeten vom Bemühen der Bewohner, sich gegen ungebetene Besucher zu wehren – oft mit wenig Erfolg, wie Tanja und Arne von den Kollegen des Einbruchsdezernats erfahren hatten.

Zwei Stunden später saßen Arne und Tanja erschöpft im Wagen. Keiner der Nachbarn hatte etwas bemerkt, niemand hatte eine Frau beobachtet, die alleine oder gemeinsam mit Vogel das Anwesen betreten hatte. Die meisten wußten noch nicht einmal, wie die Putzhilfe Vogels ausgesehen hatte, deren Foto die beiden Kriminalbeamten bei sich führten, um Verwechslungen zu vermeiden. Eine ältere Frau meinte, einmal eine blonde Dame gesehen zu haben. Sie konnte jedoch weder deren Alter einschätzen noch die Figur oder die Kleidung beschreiben. «Sie war blond, glaube ich jedenfalls, ich habe natürlich nicht so genau hingesehen, das geht mich ja nichts an, wer zu Herrn Vogel will.» Arne und Tanja nickten ergeben. Wie löblich, daß die Friedrichstraße diese schöne nachbarschaftliche Diskretion pflegte. Ein paar neugierige, scharf beobachtende Damen und Herren, die von morgens bis abends hinter der Gardine lauerten, das wäre den beiden

heute wirklich lieber gewesen. Tanja seufzte: «Immerhin, wir wissen, was wir bis heute nachmittag zu tun haben. Wir gehen jetzt gemeinsam den Terminkalender von Vogel und alle Unterlagen durch. Irgend etwas müssen wir übersehen haben. Irgendwo muß ein Hinweis auf Vogels Geliebte sein.» Arne brummte zustimmend und startete den Wagen.

Zurück im Polizeipräsidium leerte Arne die Kiste mit den Unterlagen, die sie auf dem Schreibtisch Steffen Vogels gefunden hatten. Sorgfältig sichteten sie Papier für Papier und sortierten die Blätter. Alles, was klar zuzuordnen war, kam auf einen Stapel. Zweifelhafte Mitteilungen auf einen anderen. Mit Eifer gingen die beiden ans Werk. Sie wußten, daß sich irgendwo in diesen Unterlagen ein Hinweis finden mußte. Heute verzichteten sie auf ein Mittagessen in der Kantine, Tanja besorgte Sandwiches und Kaffee. Um 16 Uhr unterbrachen sie die Arbeit, um sich auf Christian Vogel vorzubereiten. Arne räumte die sortierten Stapel und die Unterlagen, die sie noch nicht ausgewertet hatten, in verschiedene Kisten und beschriftete sie entsprechend. Immerhin, sie waren weiter gekommen, hatten viele Zettel aussortieren können. In der Kiste mit den unklaren Mitteilungen mußte sich ein Anhaltspunkt finden.

\* \* \*

«Jetzt nehmen Sie sich doch noch ein Stück Torte, Frau Pfarrer. Sie können sich das doch erlauben.» Einladend wies die Jubilarin Frau Darscheid auf eine dreistöckige Himbeersahnetorte, die in der Mitte ihres reichhaltigen Kuchenbuffets thronte. Susanne lächelte freundlich, wäh-



rend sie das Gefühl hatte, der Metallknopf ihrer Jeans würde entweder im nächsten Moment ein Loch in ihren Bauchspeck bohren oder mit einem Knall abspringen und Frau Darscheids Kuchenbuffet ruinieren. Susanne stellte sich vor, wie der Knopf zwei Buttercremetorten durchschlug, bevor er in der Himbeersahne steckenbleiben würde. «Danke, ich glaube, das schaffe ich wirklich nicht mehr. Ich habe ja schon zwei Stücke Kuchen gegessen, obwohl Ihr Kuchen wirklich sehr, sehr lecker ist.» «Eben», meinte Frau Darscheid kategorisch und wuchtete Susanne ein Stück Himbeersahne auf den Teller. Susanne stöhnte innerlich. Wenn das so weiterging, mußte sie entweder den Kampf gegen ihre Pfunde aufgeben und ihren Kleiderschrank auf Größe 46 umstellen oder eine Krankheit erfinden, die den Genuß von Sahnetorten kategorisch unterband. Bauchspeicheldrüsenentzündung oder Gallensteine? Susanne grübelte, Frau Darscheid schaute sie beunruhigt an. «Schmeckt's nicht, Frau Pfarrer?» «Doch, prima», meinte Susanne tapfer. Sie hobelte kleine Scheiben von der wirklich köstlichen Sahnetorte ab. Eine Bauchspeicheldrüsenentzündung war auch nicht das Wahre. Gab es eine Krankheit, die einem ein Stück Torte und nicht mehr erlaubte? Diabetes? Lieber nicht, da kannten sich die Jubilare besser aus als sie. Und – durfte man mit Diabetes Himbeersahnetorten essen? Susanne ließ langsam die Himbeeren mit der Sahne in ihrem Mund zergehen. Es gab auch Wichtigeres im Leben als einen Waschbrettbauch. Obwohl – sie zog den Bauch ein. Sie hatte das Gefühl, als ob sie mit jedem Bissen ein Kilo zunahm und die Jeans zum Zerreißen spannte. Im Grunde müßte einem die Kirche einen Fastenkurs oder die Mitgliedschaft bei den Weight-Watchers bezahlen – Berufskrankheit Übergewicht, sozusagen.

Es gehörte schon einiges an Willenskraft dazu, einem resoluten 80jährigen Geburtstagskind wie Frau Darscheid zu widerstehen, wenn die es sich in ihren Kopf gesetzt hatte, einen repräsentativen Querschnitt der häuslichen Backkunst im Magen der örtlichen Kirchenvertreterin versinken zu lassen. «Absolut lecker, Ihre Himbeersahne, Frau Darscheid», sagte Susanne entschieden. «Aber das ist wirklich das letzte Stück. Sonst schimpft mein Freund mit mir, wegen der Speckröllchen.» Die Damen kicherten verständnisinnig. Susanne war ganz froh darüber, daß das 21. Jahrhundert auch in Mainz Einzug gehalten hatte. Inzwischen fanden es auch 80jährige ganz normal, daß eine Pfarrerin einen Freund hatte. Noch vor wenigen Jahren wäre das ganz undenkbar gewesen. Heute wußten alle Damen, die beim Jubeltag von Emilie Darscheid um den runden Eßtisch saßen, daß sie einen Freund hatte, und fanden das auch ganz in Ordnung. Ja, manche munkelten sogar von einer bevorstehenden Trauung, bei der ihre Pfarrerin an der Hand ihres Gatten feierlich in die St. Johanskirche einmarschieren würde – im weißen Kleid? Darüber gingen die Meinungen auseinander. Andere hingegen glaubten, daß Susanne nie heiraten würde: «Sie ist eben zu zurückhaltend, sie traut sich nicht, ihn endlich festzunageln, so wird das nie was.» Wieder andere gaben zu bedenken, daß Susanne Hertz doch gerade erst in Mainz angekommen sei und ihren Freund auch noch nicht so lange kenne. Von diesen tiefgründigen Einschätzungen ihrer Person ahnte Susanne nichts, als sie erfolgreich ein viertes Kuchenstück von Frau Darscheid ablehnte. Die Verteidigung Wiens gegen die Türken dürfte nicht schwieriger gewesen sein. Dem großen Kuchenteller, den Frau Darscheid zum Abschied für sie zusammenstellte, dem entging

sie allerdings nicht. Und nirgendwo war ein Prinz Eugen, der sie vor der süßen Invasion hätte retten können.

\* \* \*



Christian Vogel klopfte zaghaft an die Bürotür. Er schien seit dem gestrigen Abend noch gealtert zu sein. Sein Sakko sah aus, als ob er darin geschlafen hätte, sein Haar war zerzaust, die Haut wirkte aufgedunsen und großporig. Vogel ließ sich zögernd auf der äußersten Kante eines Stuhls nieder. Er schlug die Beine übereinander und verschränkte die Hände vor seinen Knien, so, als ob er einen kleinen Schutzraum um sich bilden wollte. Ängstlich blickte er von Tanja zu Arne und wieder zurück. Tanja spürte, wie die Welle der Aggression wieder in ihr hochschwappte. Sie holte tief Luft und nahm Christian gegenüber Platz. Arne sah sie scharf an, Tanja nickte ihm zu und lächelte beruhigend – «Keine Sorge, ich habe alles im Griff» –, dann holte sich Arne ebenfalls einen Stuhl. Tanja machte die Atemübungen, die ihr in angespannten Situationen Ruhe vermitteln sollten. Bewußt sog sie Luft durch die Nase ein und ließ sie ruhig aus dem Mund ausströmen. Christian Vogel sollte warten, es war wichtig, daß sie innerlich und äußerlich gefaßt war. Arne, der Gute, merkte, wie es um sie stand, und ließ ihr Zeit. Unmerklich drückte er sein Bein gegen ihres – das verabredete Zeichen dafür, daß Tanja beginnen sollte, wann sie es für richtig hielt. Als sie spürte, daß sich ihr Puls normalisiert hatte, war im Gegenzug die Nervosität Vogels deutlich angestiegen. Er starrte sie an wie das Kaninchen die Schlange. Tanja blickte ihm ruhig in die Augen. «Seit wann sind Sie spielsüchtig, Herr Vogel?» Vogel schien in sich zusammenzufallen. Kaum hörbar flüsterte er eine

Antwort. «Bitte antworten Sie so, daß wir Sie verstehen können. Wir zeichnen Ihre Antworten auch auf, Sie sind doch damit einverstanden, oder?» Vogel nickte. «Das Aufnahmegerät ist zwar empfindlich, aber Sie sollten schon deutlich sprechen. Und ein Nicken kann es auch nicht aufnehmen, bitte antworten Sie also stets laut.» Vogel flüsterte wieder, aber etwas vernehmbarer: «Ja». «Noch einmal, Herr Vogel», Tanja schaute ihn direkt an. «Seit wann sind Sie spielsüchtig?» Vogel schluckte, dann antwortete er heiser: «Seit Jahren, ich kann es nicht genau sagen, irgendwann nach dem Abitur.» Arne hakte nach: «Ihr Onkel hat Ihre Sucht finanziert?» Vogel nickte. «Bitte antworten Sie laut und deutlich», erinnerte Arne ihn. «Ja», sagte Vogel. «Können Sie uns erklären, warum Ihr Onkel das getan hat?» fragte Tanja. Vogel schaute sie erstaunt an. «Aber er war doch schuld dran», sagte er mit einem Ton, als wäre nichts selbstverständlicher als das.

Eine Stunde später, als Christian Vogel sich verabschiedet hatte, war manches klarer. Christian hatte erzählt, wie ihn sein Onkel auf den verschiedenen Reisen immer auch ins Spielcasino mitgenommen hatte. Steffen Vogel liebte es offenbar, Menschen in der Grenzsituation des Glücksspiels zu beobachten. Er selbst spielte auch, jedoch immer nur eine festgelegte Summe, nicht wenig, aber in Maßen. Er gewann fast immer, beendete nach einem Gewinn aber sofort das Spiel. Christian ließ er neben sich sitzen, gab ihm jedoch keine Jetons für ein eigenes Spiel. Christian sollte erzogen werden, sollte beobachten wie er, einen ruhigen Blick gewinnen, Augenmaß für das Mögliche erreichen. Vogel war wohl gespannt, wie der Neffe das Spiel am Roulettisch angehen würde. Eines Abends hielt er die Zeit für gekommen und hatte ihm eine ansehnliche Summe zur

Verfügung gestellt. Doch in dem Moment, als Christian Vogel die Jetons auf Schwarz gesetzt hatte und die Kugeln sah, war es, als ob sich ein Schalter in seinem Gehirn umgelegt hätte. Er gewann und verlor, gewann dann wieder, setzte alles ein, gewann noch mehr und verlor schließlich alles. Sein Onkel setzte ihm keine Grenze, beobachtete das Geschehen schweigend und brachte den völlig erschöpften Studenten schließlich nach Hause. Die ganze Zeit hatte er kein Wort gesprochen. Es war das letzte Mal, daß er Christian mit zum Spiel genommen hatte. Doch dieser Schritt kam zu spät. Christian Vogel hatte lange genug hospitiert, um Bescheid zu wissen. Er kannte die Regeln. Und er wußte, wo er hingehen mußte. Bad Homburg, Wiesbaden, Bad Neuenahr – Christian Vogel verspielte alles, was er besaß, verkaufte den antiken Schmuck, den er von seiner Mutter geerbt hatte, versetzte die Möbel, lebte schließlich auf Orangenkisten in einem heruntergekommenen Zimmer einer WG im Frankfurter Bahnhofsviertel. Nur sein Anzug war tabu, unverzichtbares Accessoire für den Besuch im Spielcasino. Bis sein Onkel kam, den Nefen aus der schmutzigen Absteige holte, für ihn ein Apartment an der Römerquelle anzahlte und einen monatlichen Scheck ausstellte. «Aber wieso?» fragte Tanja. «Weil ich mich umbringen wollte, und er wußte das», antwortete Christian. Eines Abends hatte Christian in Wiesbaden alles verspielt. Es gab nichts mehr, was er hätte versetzen können. Der Entschluß war schnell gefaßt. Er würde sich in den Rhein werfen. Nachdem er lange auf der Rheinbrücke gestanden hatte, nahm er seinen ganzen jämmerlichen Mut zusammen und sprang. Doch wie es der Zufall wollte, war ein Schwimmlehrer ganz in der Nähe gewesen, der ihn im Nu aus dem reißenden Fluß herausgefischt hatte. Chri-

stian hatte mehr als einen Schluck köstlichen Rheinwassers intus und war noch in einem apathischen Zustand, als ihn Steffen Vogel am nächsten Tag aus dem Krankenhaus abholte. Er führte seinen niedergeschlagenen Neffen zu seinem Auto, drückte ihn auf den Rücksitz und brachte ihn noch einmal zurück nach Frankfurt. Dort packte er die wenigen Habseligkeiten zusammen. Christian wurde im Gästezimmer seines Hauses untergebracht. Einen Monat später war das Apartment an der Römerquelle bezugsfertig, der Notariatsvertrag unterschrieben. «Und warum hat er all das getan?» fragte Arne fassungslos. «Weil er fand, daß er bei meinen Eltern versagt hatte», entgegnete Christian. «Mama war süchtig, wissen Sie. Kokain. Papa auch. Deshalb war ich ihnen auch egal, deshalb haben sie mir auch praktisch nichts hinterlassen, alles, was Mama besaß, ging für Schnee drauf. Und als sie beide nichts mehr hatten, da hat Mama Onkel Steffen besucht und ihm gedroht, sie würde sich umbringen, wenn er ihr kein Geld geben würde.» «Und was war dann?» fragte Tanja gespannt. «Dann hat Onkel Steffen gesagt, daß sie sich die Suppe eingebrockt habe und sie gefälligst selbst auslöffeln möge.» «Und dann?» fragte Tanja leise. «Dann», fuhr Christian Vogel fort, «ließ Mama die Autoschlüssel für Onkel Stefens Porsche mitgehen, hat den Wagen geklaut und ist gemeinsam mit Papa mit 180 Sachen auf der A 3 gegen eine Autobahnbrücke am Wiesbadener Kreuz gerast.»

\* \* \*

Susanne hatte lange überlegt, bevor sie sich entschloß, ihren Münsteraner Dozenten Urs Bernhardt anzurufen. Aber sie hatte einfach das Gefühl, sie müßte mit einem

intelligenten Menschen über die Bitte des Vater Unfers sprechen, die Steffen Vogels Konfirmationsspruch gewesen war. «Und führe mich nicht in Versuchung», diese Worte gingen ihr nicht aus dem Kopf, und es wollte sich doch keine rechte Ordnung einstellen. Dr. Bernhardts Vorlesungen hatten ihre Gedanken immer beflügelt, und sie brauchte jetzt einfach eine Anregung, es hakte, da war nur Verwirrung und keine Idee, und am nächsten Tag war die Trauerfeier. Bis dahin mußte eine Ansprache auf dem Papier stehen. Im besten Fall würde sie das Gespräch mit Bernhardt auf neue Ideen bringen, auf jeden Fall wäre es eine angenehme Unterbrechung der öden Grübeleien an ihrem Schreibtisch. Sie hatte einfach gute Erinnerungen an ihre Studienzeit in Münster.

In Münster hatte sie für sich persönlich nach langer Suche theologisch den Durchbruch gefunden. Eine Zeit ihres Lebens («Das gehört zur Pubertät») war sie glühende Anhängerin der lateinamerikanischen Befreiungstheologie gewesen. Deren politische Kompetenz erschien ihr jedoch mehr und mehr fragwürdig. Mit roten, heißen Ohren hatte sie sich an den Wälzer «Gott als Geheimnis der Welt» des berühmten Tübinger Theologen Eberhard Jüngel gewagt, aber letztlich geprägt hatte sie dieser hochintelligente, kleine, aufbrausende und witzige Hochschulassistent Dr. Urs Bernhardt in Münster, der die Trinitätslehre mit den Drillingen Tick, Trick und Track aus «Donald Duck» verglich, nie stillstehen konnte, immer irgendeine Musik im Kopf hatte, gerne mit seinen Studenten Bier trank und leider schon verheiratet war. Das hatte Susanne wirklich tief bedauert, auf der anderen Seite konnte sie sich aber auch nicht vorstellen, mit einem Mann zu leben, den sie ständig bewundern müßte. Ihre Ohren wurden fortan bei diesem

jungen Wissenschaftler rot, während sie bis aufs äußerste gespannt seinen Ausführungen zur Gotteslehre und Christologie folgte, seine Sprachspiele genoß und manchmal lachen mußte, bis ihr die Tränen kamen. Bei ihm wurde aus der trockenen Wissenschaft Theologie ein lebendiges Gespräch zwischen Gott und Mensch. Während sie seinen Gedankenschleifen folgte und ganz allmählich, ohne daß sie es so recht merkte, zu einer guten Theologin heranreifte, ordneten sich die verwirrenden Glaubenssätze der Theologiegeschichte zu sinnvollen Dialogen.

«Ohne diese Ausbildung würde ich vor jeder Konfirmandengruppe oder Grundschulklasse in die Knie gehen», betonte Susanne immer wieder. «Mit ihr aber gelingt es mir, spielerisch und souverän die Fragen der Kinder ernst zu nehmen. Und Kinder sind geborene Theologen, ihre Fragen sind so tief sinnig, daß es mir immer weh tut, wenn Erwachsene sie nicht ernst nehmen!» Die Zeit in Münster verleidete ihr dauerhaft jede Lust an trockener Theologie, die sich in historischen Betrachtungen erschöpft. «Glaube ist lebendig, so wie Gott», betonte Susanne immer wieder, «und ich glaube, ER da oben selbst langweilt sich mit den Büchern so mancher Koryphäen zu Tode, es ist ja schon für mich unerträglich.»

In Sachen Theologie war Susanne schon ein bißchen arrogant, sie hatte gleich gemerkt, daß sie das bei einigen älteren Kollegen und der feministisch bewegten Pfarrerin der Christuskirchengemeinde nicht beliebt machte. Ihre bissigen Kommentare über feministisch-theologische Auswüchse («Lila, der letzte Versuch»), politisch-theologische Sentimentalitäten («Ja, damals, als wir im Talar gegen die Startbahn West demonstrierten») oder stromlinienförmige Kirchenreformen («Die glauben einer Unternehmensbera-



tung mehr als der Bibel») entzückten nicht jeden Gesprächspartner. Sie verblüfften aber auch, weil sich Susanne nicht in den Vordergrund drängte und man ihr diese treffenden Spitzen nicht gleich zutraute. Susanne war eben eine Frau «auf den zweiten Blick». Jetzt hatte diese Frau aber auch auf den dritten Blick keine Idee, wie sie bis zum nächsten Tag zu einer Traueransprache finden konnte, die sie nicht vor Gott und der Welt blamierte.

Susanne wählte die Münsteraner Nummer. Zu ihrer Überraschung erinnerte sich Bernhardt sofort an sie. Susanne konnte sich eben wirklich nie vorstellen, daß sie anderen auffiel, sie selbst hätte sich immer als unscheinbar eingeordnet, einmal abgesehen von ihren Schuhen. Im Geiste hatte sie sich schon eine Erklärung für Dr. Bernhardt zurechtgelegt: Ich war die, die immer bei Ihnen in der ersten Reihe gesessen hat, mittelbraune Haare, mittelschlank, bestimmt erinnern Sie sich nicht an mich, aber vielleicht an meine Schuhe... Aber diese Erläuterungen waren überflüssig. Urs Bernhardt wußte sofort, wer ihn da anrief. «Frau Hertz, wie schön, von Ihnen zu hören. Wo haben Sie denn die Jahre über gesteckt?» Susanne freute sich über seine sympathische Stimme und über sein Interesse. Sie erinnerte sich auch, daß Urs Bernhardt über ein erstaunliches Gedächtnis verfügte. Ab und an amüsierte er seine Studenten damit, daß er genau sagen konnte, was er an diesem Tag vor zehn Jahren getan und gedacht hatte. Sein Gehirn erschien ihr wie eine Festplatte mit unendlicher Speicherkapazität. «Wahrscheinlich weiß er noch das Ergebnis meiner Proseminararbeit», dachte Susanne amüsiert und gleichzeitig erschreckt – was für einen Blödsinn hatte sie damals geschrieben? Sie jedenfalls erinnerte sich nicht oder hatte diese «Meisterleistung» bereits

erfolgreich verdrängt. Aber sie kam gar nicht dazu, in peinlichen Erinnerungen zu versinken. Urs Bernhardt löcherte sie mit Fragen, und es galt, über die letzten Jahre zu berichten, in denen sie sich nicht gesehen hatten. Susanne erzählte von ihrer Zeit auf Malta, von der Rückkehr nach Mainz und davon, daß sie zur Zeit Vakanzvertretungen übernehme, bis sie entscheiden konnte, was für sie beruflich anstünde. Urs sprach von seinem Ruf nach Bonn und seinem neuen Buch, das eine Synthese von Musik und Theologie beschreiben sollte. Außerdem komponierte er gerade an einer Oper über E.T.A. Hoffmanns «Das Fräulein von Scuderi» in Zwölftonmusik. Susanne konnte sich den Kompositionsprozeß lebhaft vorstellen. Ein Urs Bernhardt, der in seinem chaotischen Arbeitszimmer aufgereggt hin- und herläuft und zwischenzeitlich seine erstaunlich sauber gezeichneten Noten auf dem Notenpapier notiert. Er hatte ihr einmal eine kleine Komposition gezeigt. Seine Notenschrift bildete einen krassen Gegensatz zum Zustand seiner Umgebung. Stalagmitenähnlich wuchsen Stapel von Büchern auf dem Boden, der Weg zum Schreibtisch war ein Slalomlauf zwischen diesen Bücherhaufen und CDs, die Urs Bernhardt ständig hörte und sich dabei, passend zur Musik, hüpfend bewegte. «Ich weiß gar nicht, warum das «Fräulein von Scuderi» bisher nur von Hindemith vertont wurde, der Stoff drängt sich doch förmlich auf», erzählte Urs begeistert, während sich Susanne fragte, wie viel Prozent der deutschen Bevölkerung dieses Werk E.T.A. Hoffmanns überhaupt gelesen hatten. Sie schätzte einen Wert von unter einem Prozent.

Im Gegenzug berichtete Susanne von den aufregenden Ereignissen im Zusammenhang mit Steffen Vogel und von den zermürbenden Vorbereitungen der Trauerfeier. «Ich

bin irgendwie blockiert, ich habe nur das Gefühl, daß dieser Konfirmationsspruch wichtig für ihn war, er hat sich die Urkunde ja aufbewahrt und sogar in seiner Wohnung aufgehängt: «Führe mich nicht in Versuchung». Ich dachte, Sie könnten mir mit Ihren wunderbaren Gedankenspiralen weiterhelfen, meine konfuse Betrachtungen zu ordnen. Was fällt Ihnen denn zum Thema ‹Versuchung› ein?» Urs Bernhardt stellte sich sofort auf das Thema ein. «Na, da stehe ich doch gerne zur Verfügung!» Susanne fragte sich, wann der quirliche Wissenschaftler wohl jemals sprachlos zu erleben sei. Wahrscheinlich nur im Schlaf. «Wie halten Sie es mit der Versuchung? Ich kann allem widerstehen, außer der Versuchung. Das ist leider nicht von mir, sondern von Oscar Wilde.» Urs lachte fröhlich. Das Thema Versuchung schien ihn richtig in Fahrt zu bringen. Susanne stellte sich auf einen seiner berühmten Vorträge ein und zückte den Kuli in der Hoffnung, zumindest die Hälfte dessen, was Urs jetzt im Eilzugtempo vorbringen würde, in Schnellschrift zu notieren. Schon ging es los: «Also, womit soll ich anfangen: Versuchung hat immer etwas damit zu tun, daß der Mensch sein will wie Gott, und das hat etwas mit Satan zu tun», meinte Urs Bernhardt begeistert. Susanne war irritiert: «Sie glauben doch nicht an das gehörnte Wesen mit dem Schwefelgeruch, oder?» Urs kicherte. «Was heißt glauben, Frau Hertz, Sie besitzen doch eine Bibel, lesen Sie im Markusevangelium nach: Satan ist der, der Jesus versucht. Wie der aussieht, weiß man nicht, aber theologisch definiert ist der Satan einer, der einem begegnet und der behauptet, daß man gottähnlich sei, und meint, man solle das ausprobieren. Oft weist er deutlich darauf hin, daß man damit auch etwas Gutes tun kann. Jesus zum Beispiel bietet er an, Steine in Brot zu ver-

wandeln – gar nichts Schlechtes eigentlich, denken Sie mal an das Welternährungsproblem. Jesus weiß allerdings genau, daß er dem Satan gegenübersteht, für Normalsterbliche ist diese Erkenntnis nicht immer so einfach. Wobei bei mir spätestens dann Schluß wäre, wenn mir einer vorschlagen würde, mich von der Zinne des Tempels zu werfen, um auszutesten, ob mich die Engel auch sanft zu Boden tragen. So blöd wäre selbst ich nicht. In der Regel ist es aber schwieriger. Wenn einem ein verlockendes Angebot gemacht wird, weiß man nie so richtig, ob es von Gott stammt oder von Satan, und deswegen muß man genau fragen, ob es von Gott ist oder von dem anderen. Wobei auch Gott selbst versuchen kann, es gibt ja diese Bibelstelle, in der Gott den David versucht, eine Volkszählung durchzuführen, eine spätere Überarbeitung schiebt das dann Satan in die Schuhe. Ich finde, nebenbei gesagt, das zeigt auch, daß Volkszählungen grundsätzlich eine zwielichtige Sache sind. Also, wenn wir in Versuchung kommen und nicht wissen, von wem und warum, dann bleibt uns nur die Bitte, daß Gott uns nicht in Versuchung führen möge. Diese Formulierung im Vater Unser beweist auch, daß die Versuchung immer auch von Gott stammen kann. Man darf sich das also nicht so einfach machen und alles auf den Satan schieben. Das sieht man übrigens auch an Hiob und an Faust. Goethe hat das doch aus dem biblischen Buch Hiob geklaut, diese Idee, daß Gott mit Mephisto wettet. Reicht das fürs erste?» Urs wartete gespannt, offenbar war er mühelos in der Lage, seinen Vortrag auf Wunsch fortzusetzen. Susanne legte den Stift aus der Hand, sie hatte sich fast eine Blase an den rechten Mittelfinger geschrieben. «Ja, danke, das ist eine große Hilfe.» Obwohl sie nicht wußte, wie sie diese neuen

Gedanken in eine Beerdigungsansprache umsetzen könnte, aber weiteren Urs'schen Anregungen war sie jetzt nicht gewachsen. «Das nächste Mal warten Sie aber nicht mehrere Jahre, bis Sie mich wieder anrufen», mahnte Urs Bernhardt sie noch scherzhaft. «Und lesen Sie mir doch die Ansprache vor, wenn Sie sie fertig haben», bat er Susanne.

\* \* \*

«Schau mal hier», Arne war gerade dabei, den Terminkalender von Vogel zum wiederholten Mal durchzuschauen. «Das verstehe ich nicht. In regelmäßigen Abständen, so etwa einmal im Monat, steht hier <Bastille>. Ist er da nach Paris gefahren, in die Oper, so häufig?» Tanja schaute Arne fragend an. «Wieso in die Oper?» Arne schüttelte den Kopf. «Tanja, du bist und bleibst eine Kulturbanausin. Die neue Oper in Paris heißt <Opéra Bastille>.» «Aha.» Tanja war nicht im mindesten interessiert. Opern ließen sie kalt, die Begeisterung ihres Kollegen für dieses Fach war ihr völlig schleierhaft. Arne runzelte die Stirn. «Aber hier steht <Bastille> im August!» Tanja schaute fragend: «Warum soll er im August nicht in die Oper gefahren sein?» «Weil im August in der Regel Theaterferien sind, Herzchen. Aber vielleicht haben die in Paris keine Theaterferien, das müßte ich mal nachprüfen.» Arne setzte sich hin, dachte nach. «Aber es ist schon merkwürdig, daß er einmal im Monat nach Paris gefahren sein soll, nur um in die Oper zu gehen.» Tanja gähnte. «Warum denn nicht, das Geld hatte er doch!» Arne schnalzte ärgerlich. «Du hast wirklich keine Ahnung! Die Pariser Oper hat keinen so tollen Ruf! Kein Mensch fährt extra nach Paris, um in die Oper zu gehen. Da gäbe es lohnenswertere Ziele.» Tanja

schaute jetzt doch interessierter. «Vielleicht hat er in Paris seine Freundin getroffen.» «Du meinst, er war mit einer Französin liiert? Das könnte sein! Aber warum schreibt er dann nicht ihren Namen in seinen Terminkalender? Er war ungebunden, ledig, er kann zehn Französinen besuchen, wenn er will.» Tanja überlegte. «Vielleicht war die Französin verheiratet?» Arne schüttelte den Kopf. «Das macht irgendwie keinen Sinn. Er hätte doch irgendeinen französischen Vornamen als Pseudonym für sie eintragen können. Nadine zum Beispiel. So heißt jede dritte Französin, das wäre doch überhaupt nicht zu identifizieren gewesen.» Tanja grübelte. «Vielleicht heißt sie ja Bastille mit Nachnamen?» Arne winkte ab. «Bastille als Nachnamen, das habe ich noch nie gehört. Aber vielleicht klingt ihr Name so ähnlich, Bastide zum Beispiel.» Tanja war wenig überzeugt: «Mag sein», meinte sie skeptisch. Arne blätterte den Terminkalender noch einmal durch. «Bastille, jeden Monat mindestens einmal. Ein ganz schön teures Vergnügen, für die Freundin so häufig nach Paris zu fahren. Das muß ja eine Superfrau sein.» «Oder», Tanja lehnte sich zurück, «es ist überhaupt keine Frau. Und es geht auch nicht um Sex.» Nachdenklich wippte Tanja auf ihrem Stuhl und verlor beinahe das Gleichgewicht, als das Telefon klingelte. Arne wiegte strafend den Kopf hin und her. «Hat dir denn die Tante im Kindergarten nicht beigebracht, daß man nicht mit dem Stühlchen wackelt?» Er griff zum Telefon. Es quäkte in der Leitung. «Und das fällt Ihnen erst jetzt ein!» Arne klang richtig sauer. «Moment, ich schreibe das auf ... Ja ... nein, ich finde, das grenzt an Behinderung der Polizeiarbeit. Sie haben tatsächlich seit einem halben Jahr nichts mehr von ihm gehört? ... Also, das mindeste, was Sie für uns tun können, ist, einen Mitarbeiter mit seiner

Personalakte zu uns zu schicken. Und zwar sofort, wenn ich bitten darf.» Das Telefon quäkte noch ein wenig, dann legte Arne auf. Tanja schaute fragend. Arne seufzte. «Das war Brandes. Ihm ist jetzt, jetzt!, du glaubst es nicht!, eingefallen, daß einer aus Vogels Stab seit einem halben Jahr verschwunden ist. Sie wissen nicht, wo er steckt und haben nichts mehr von ihm gehört, auch seine Eltern haben keine Ahnung. Brandes schickt jemanden, der uns die Personalakte bringt. Tja, jetzt suchen wir wohl nach drei Personen. Ob das Gehaltserhöhung gibt? Was meinst du, geliebte Kollegin?»

Eine halbe Stunde später lag die Akte von Johannes Friedrich auf dem Schreibtisch. Dr. Brandes höchstpersönlich hatte sie vorbeigebracht und rekapitulierte die Ereignisse. «Friedrich gehörte zum Team von Vogel. Vor einem halben Jahr bat er um drei Monate unbezahlten Urlaub. Seitdem ist er nicht mehr aufgetaucht. Wir haben ihn angeschrieben, wir waren bei seiner Wohnung – nichts. Die Wohnung gehört seinen Eltern, die haben auch keine Ahnung, wo ihr Sohn geblieben sein könnte. Als vermißt haben sie ihn aber nicht gemeldet, weil er wohl ein Typ ist, der eine solche Vermißtenanzeige als unliebsame Einmischung in sein Privatleben auffassen und seinen Eltern die Hölle heiß machen würde. Seine Mutter sagt, sie könne spüren, wenn ihr Sohn tot wäre, und sie spüre nichts, also lebe er, sie wisse nur nicht wo. Wir haben ihm dann wegen unentschuldigtem Fernbleiben vom Dienst gekündigt, auch auf die Kündigung hat er nicht reagiert, obwohl wir sie auch per E-Mail geschickt haben und er seine E-Mails ja einsehen könnte. Aber, wie gesagt, das ist alles schon ein halbes Jahr her, da war Vogel doch noch quicklebendig, deshalb ist mir das erst jetzt eingefallen, und mit dem Mord

kann Friedrich doch eigentlich nichts zu tun haben.» Tanja stand auf. «Solche Rückschlüsse können Sie ruhig uns überlassen, Herr Brandes. Wir machen jetzt eine Kopie der Personalakte und Sie geben uns freundlicherweise die Adresse der Eltern.» Als Brandes gegangen war, griff Arne zum Telefon. «Schauen wir mal, was wir über Johannes Friedrich herausfinden können. Und das sollten wir schnell tun, denn auf den Friedhof müssen wir ja auch noch, zu Vogels Beerdigung. Ich bin gespannt, was deine Herzensfreundin über den Verblichenen zu sagen hat! Sie hat ihn ja zumindest teilweise kennengelernt.» «Ekel», Tanja boxte Arne auf den Arm. «Du solltest mehr Mitgefühl zeigen!» Dann machten sie sich an die Arbeit. Eine Stunde später hatten sie mit den Eltern telefoniert, die nach wie vor nichts von ihrem Sohn gehört hatten. Arne war ratlos. «Das gibt es doch nicht! Johannes Friedrich hat vor einem halben Jahr einen Flug nach Bangkok gebucht und den Flug auch angetreten. Aber dann verliert sich seine Spur. Eingereist ist er nicht wieder, zumindest nicht unter seinem Namen. Und seine Kreditkarte hat er zuletzt auf dem Flughafen in Bangkok genutzt, um Geld abzuheben, umgerechnet 400 Euro. Davon kann man nicht ein halbes Jahr leben, auch nicht in Asien.» Tanja runzelte die Stirn. «Bangkok, da war doch auch Vogel. Das gefällt mir gar nicht. Wir müssen versuchen, herauszufinden, in welchen Hotels Friedrich eingekcheckt hat. Man kann doch nicht einfach verschwinden!» «Kann man offensichtlich schon», meinte Arne lakonisch. «Zum Beispiel, wenn du tot bist. Oder wenn du deinen Namen wechselst. Wer weiß, ob Friedrich nicht längst wieder hier in Deutschland ist, versehen mit einem säuberlich in Bangkok gefälschten Paß. Wir geben Friedrich jedenfalls sofort in die Fahndung, und



das Bild aus seiner Personalakte stellen wir auch dazu. Mehr können wir jetzt nicht tun.» Tanja schaute auf die Uhr. «Es wird auch Zeit für den Friedhof.» Arne hob den Zeigefinger. «Memento mori! Schon jetzt wächst die Eiche, aus der man einst die Bretter für deinen Sarg zimmern wird, liebste Kollegin.» «Ich lasse mich verbrennen», gab Tanja zurück. «Da lohnt sich Eiche nicht.» «Na, dann eben Kiefer. Mal schau, was Christian Vogel für seinen geliebten Onkel investiert hat.»

\* \* \*



Die Friedhofshalle des Hauptfriedhofs war bis auf den letzten Platz besetzt, noch an den Wänden lehnten Menschen. Manche waren wohl aus Sensationslust gekommen, andere waren Arbeitskollegen und Mitglieder der Redaktion von *Amuse Gueule*. Der Sarg mit dem Bukett aus weißen Rosen und Lilien stand in der Mitte der niedrigen Empore. Daneben hatten die Mitarbeiter des Friedhofs die Kränze von Mainz-Glas, Christian Vogel und *Amuse Gueule* platziert. Mit einem Präludium von Bach begann die Trauerfeier, Susanne sprach ein stilles Gebet vor dem Sarg und trat dann an das Pult. Erwartungsvolle Augen richteten sich auf sie.

Christian Vogel saß in der ersten Reihe, sein weichliches Gesicht sah noch verschwommener aus als sonst. Das konnte auch daran liegen, daß er sich ständig mit einem großen, altmodisch wirkenden Stofftaschentuch den Schweiß aus dem Gesicht wischte. Seine Augen wirkten gerötet und verweint. In einer der hinteren Reihen entdeckte Susanne Tanja und Arne, die aufmerksam um sich blickten. Als Tanja Susannes Blick auffing, nickte sie ihr

unmerklich zu, so, als ob sie ihr Mut zusprechen wollte. Ein warmes Gefühl der Zuneigung durchströmte Susanne. Es tat gut, Tanja als Freundin zu haben, auch wenn sie an diesem Gottesdienst aus beruflichen Gründen teilnahm. Leise quietschte die Tür, zu Susannes Überraschung huschte Bauernberg herein und suchte sich einen Platz in der hintersten Ecke. Susanne überlegte, ob er es wirklich gewesen war, der Vogel zusammengeschlagen hatte. Wenn ja, was ging ihm in dieser Stunde durch den Kopf? Und wenn da hinten nicht nur der Mann lehnte, der Vogel verletzt, sondern auch der, der ihn getötet hatte? Susanne atmete tief durch. Sie durfte sich jetzt von solchen Gedanken nicht ablenken lassen. Mit ihrer klaren Stimme, die mühelos durch den Raum trug, setzte sie ein:

«Wir nehmen heute Abschied von einem Menschen, der sein Innerstes sorgfältig vor seinen Mitmenschen verborgen hielt», begann sie. «Was Steffen Vogel wirklich bewegt hat, können wir nur erahnen. Er hat uns nur selten Einblick in seine Persönlichkeit gegeben. Umgekehrt haben viele erfahren, daß er einen genauen Blick für die Menschen hatte, die ihm begegneten. Er sah ihre Stärken – und er sah ihre Schwächen. Manchem mochte es in der Begegnung mit Steffen Vogel scheinen, als ob sein Innerstes erkannt würde. Das ist nicht jedem angenehm gewesen. Was dagegen ihn bewegte, hat kein Mensch gewußt. Vielleicht hat der Pfarrer, der den jungen Steffen 1966 konfirmierte, eine Ahnung gehabt. Er hat gespürt, daß dieser begabte junge Mensch in seiner Begabung gefährdet war. «Führe mich nicht in Versuchung», diese Bitte des Vater Unsers hat er ihm mit auf den Lebensweg gegeben. Und dieses Wort muß ins Herz des jungen Mannes getroffen haben, denn er hat seine Konfirmationsurkunde aufbe-

wahrt, ja sie sogar in seiner Wohnung aufgehängt. Vielleicht als Mahnung, als Erinnerung, als Ansporn für sein Leben. Ich bin mir sicher, er ist oft in Versuchung geraten in seinem Leben, und ich weiß, daß er Menschen in Versuchung geführt hat. Die Klarheit, die er sich in seinem eigenen Heim schuf, in einem Zuhause ohne Schnörkel, ohne Zierat, die scheint mir ein Weg Steffen Vogels gewesen zu sein, mit der Versuchung umzugehen. In einer genau strukturierten Umgebung fiel es ihm womöglich leichter, präzise hinzusehen, zu unterscheiden. Und darauf kommt es an, wenn wir Menschen der Versuchung begegnen. Denn die Versuchung ist nicht einfach zu erkennen, sie verwirrt. «Führe mich nicht in Versuchung», ich kann mir vorstellen, daß Steffen Vogel dieses Gebet auch oft selbst gesprochen hat und – vielleicht traurig, vielleicht verzweifelt – feststellen mußte, daß seine Bitte nicht immer erfüllt wurde. Am Ende seines Lebens, das wissen wir, wollte er einen neuen Anfang wagen. Er wollte weg, weg aus Deutschland, weg von allem, was ihn hier band, um in Asien ein neues Leben zu beginnen. Mag sein, das war sein Versuch, die Bitte umzusetzen: «Führe mich nicht in Versuchung». Was hier nicht gelang, mochte in einer fremden Kultur, unter Menschen, die mit dem Herzen denken, wie er selbst sagte, besser gelingen. Ob es gelungen wäre? Ich glaube, wir werden an jedem Ort, in jedem Land, der Versuchung begegnen. Ich glaube, wir können nicht fliehen vor den Geheimnissen, den Abgründen unseres Lebens. Ich könnte mir aber vorstellen, daß die Begegnung mit Menschen dieser anderen Kultur uns unbekannte Seiten unserer Persönlichkeit zeigt, weichere, sanftere. Und daß diese Seiten uns helfen, anders mit Versuchungen umzugehen. Liebevoller vielleicht. Und nach-

sichtiger. Es macht mich traurig, daß Steffen Vogel nicht die Chance hatte, all dies zu erfahren. Ich hätte es ihm gewünscht. Sein grausamer Tod hat sein Leben abgebrochen. Ein Mensch, den wir nicht kennen, hat es nicht ertragen, daß Steffen Vogel lebt. Und ist der Versuchung erlegen, sich selbst zum Herrn über Leben und Tod aufzuschwingen, der schrecklichsten Versuchung, der Menschen erliegen können. Steffen Vogel hat durch ihn den Tod gefunden. Möglicherweise hat er geahnt, daß sein Leben gefährdet war, denn er hat testamentarisch bestimmt, daß seine Asche im Meer vor Thailand verstreut werden soll. Er selbst hat nicht im Land seiner Träume ankommen dürfen. Was ihm nicht gelang, soll seiner Asche vergönnt sein.

Die Rätsel seines Lebens, seine Versuchungen und seine Widerstände, seine Sehnsucht und seine Erfolge, was in seinem Leben gelungen und was verfehlt war, all das geben wir heute zurück in die Hände Gottes, der unsere Herzen und Gedanken kennt und versteht. Vor Gottes Angesicht wird Steffen Vogel das Rätsel seines Lebens verstehen. Ich kann mir vorstellen, daß die Lösung des Rätsels «Liebe» heißt. Und ich möchte mir vorstellen, daß unser himmlischer Vater Steffen Vogel liebevoll und sanft in seine Arme schließt. Amen.»

Susanne schwieg. Ihre Worte klangen in der kargen Halle nach, es war, als ob sich die Atmosphäre der Trauerhalle verändert hätte, die Menschen wirkten nachdenklich, bewegt. Erstaunt bemerkte Susanne, daß sich Dr. Brandes von Mainz-Glas die Tränen aus den Augen wischte. Orgelmusik erfüllte den Raum. Dann erhob sich die Gemeinde zum Gebet. Susanne schien es, als ob alle die Worte des Vater Unsers bewußter mitsprachen: Führe uns nicht in

Versuchung. Nach dem Segen trat Christian Vogel an den Sarg seines Onkels. Er schluchzte auf, als er eine weiße Rose vor dem Sarkophag niederlegte.

Nach und nach kamen die Menschen nach vorne, um sich vom Sarg zu verabschieden. Tanja beobachtete einen Herrn mit eisgrauen, kurz geschnittenen Haaren in einem schwarzen Anzug, dem man den ausgezeichneten Schnitt noch auf die Entfernung ansah, der zunächst gefaßt an den Sarg trat und dann ganz offensichtlich einen Moment Mühe hatte, seine Tränen zurückzuhalten. Er gab sich einen Ruck, verbeugte sich fast militärisch knapp und wandte sich dann dem Ausgang zu. Tanja ging ihm nach. «Herr Jacobi?», sprach sie ihn fragend aus einem Impuls heraus an. Der Mann schaute sie überrascht an. «Ja, bitte? Kennen wir uns?» Er runzelte die Stirn. «Mein Name ist Tanja Schmidt, Kriminalpolizei. Herr Jacobi, wir suchen Sie seit Tagen, um Sie in der Sache Vogel befragen zu können», sagte sie mit einem leichten Vorwurf in der Stimme. «Davon wußte ich nichts», entgegnete Jacobi kühl. «Ich komme gerade aus Südafrika zurück.» In der Tat waren Jacobis Gesicht und seine Hände tief gebräunt. «Können wir uns unterhalten?» fragte Tanja. «Ich habe gerade meinen besten Freund verabschiedet», antwortete Jacobi düster und entschieden. «Ich stehe Ihnen gerne zur Verfügung – später. Jetzt brauche ich Zeit für mich. Heute abend können wir uns treffen. Soll ich ins Präsidium kommen?» Tanja überlegte kurz. Sie konnte Jacobi selbstverständlich zwingen, sich sofort einzufinden. Aber was wäre damit gewonnen? Sie schaute den Mann, nach dem sie seit Tagen gesucht hatten, nachdenklich an. Ein selbstbewußter Mensch, kühl und elegant, vielleicht knapp über 60 Jahre alt, mit einer Energie, die sie förmlich körperlich spüren

konnte. Der Mann, der gerade aus Südafrika zurückgekommen war, hatte etwas Raubtierhaftes. Es würde für ihre Unterredung nicht förderlich sein, wenn sie ihn jetzt unnötig provozierte. So nickte sie zustimmend. «Nehmen Sie sich die Zeit, die Sie brauchen. Wir können uns auch morgen treffen, wenn Sie wollen. Kommen Sie doch morgen vormittag ins Präsidium. Hier ist meine Karte. Wäre es Ihnen um 9.00 Uhr recht?» Jacobi nickte knapp und entfernte sich mit schnellen Schritten. Tanja beobachtete, wie vor dem Tor ein schwarzer Mercedes E-Klasse aufblinkte, als Jacobi den Schlüssel aus der Manteltasche zog. Sie konnte erkennen, daß der Mercedes ein Mainzer Kennzeichen hatte. Tanja hätte ihr Monatsgehalt darauf verwettet, daß Jacobi am nächsten Tag auf die Minute pünktlich im Präsidium sein würde. Leider hatte Arne es seit einiger Zeit abgelehnt, sich auf ihre Wetten einzulassen, es war ihm zu teuer geworden.

Inzwischen hatte Susanne in der Trauerhalle Christian Vogel die Hand gereicht und sich verabschiedet. Immer noch strömten Menschen nach vorne, um Rosen vor dem Sarg niederzulegen. Aber Susanne wollte jetzt nur noch allein sein. Im Umkleideraum für die Geistlichen kamen ihr dann selbst die Tränen. Die Trauerfeier hatte sie mehr als andere Beerdigungen mitgenommen. Jetzt, da alles überstanden war, konnte sie sich eingestehen, daß sie die ganze Angelegenheit an die Grenzen ihrer Belastbarkeit gebracht hatte. Sie atmete tief durch, griff sich Talar und Autoschlüssel und nahm sich vor, an diesem Tag auszuruhen und nichts mehr zu arbeiten. Für heute, das spürte sie genau, war genug getan.

\* \* \*

«Gekonnt ist gekonnt», meinte Tanja, die später am Nachmittag vorbeikam, um mit ihrer Freundin eine Tasse Tee zu trinken. «Eigentlich war mir der Steffen Vogel richtig unsympathisch, nach allem, was ich über ihn herausgefunden habe. Du hast so über ihn gesprochen, daß ich ihn am liebsten persönlich kennengelernt hätte. Stell dir vor, Arne hat fast geweint. Daß ich das noch mal erleben durfte!» Sie kicherte, wurde dann wieder ernst. «Leider ist unsere Arbeit noch überhaupt nicht zu Ende. Immerhin, die Trauerfeier hat mir Jacobi beschert, nach dem wir seit Tagen gesucht haben. Ich bin gespannt, was er uns morgen früh erzählen kann. Wir treten nämlich auf der Stelle. Die Gefriertruhe der Goldenen Gans hat außer Ärger mit dem Besitzer keine neuen Erkenntnisse gebracht. Ich weiß nicht, ob ich deinem trauernden Nefen trauen darf ...» Susanne protestierte: «Das ist nicht mein Neffe, Gott sei Dank! Meine Neffen heißen Peter und Paul!» «Schon gut, schon gut», beruhigte Tanja die Freundin. «Also, ob ich deinem «Nicht-dein-Neffe» trauen darf. Ich bin mir sicher, daß er irgend etwas verheimlicht. Wir wissen nicht, was der rätselhafte Eintrag «Bastille» in Vogels Terminkalender bedeuten soll, und zu allem Überfluß hat das BKA festgestellt, daß zwei polizeibekanntes Mitglieder der Chinesenmafia tatsächlich im fraglichen Zeitraum in Wiesbaden waren. Das BKA hat die Befragung übernommen, ich glaube, die sind da an einer großen Sache dran und wollen nicht, daß wir ihnen ins Handwerk pfuschen. Soll mir recht sein, mein Chinesisch ist seit dem Abitur auch nicht besser geworden. Weißt du was? Mir wäre es am liebsten, die finden heraus, daß es tatsächlich diese Asiaten waren. Es bewegt sich einfach nichts im Fall Vogel, und ich brauche dringend einen

Erfolg. Die Chefin macht mir Druck, Arne und ich arbeiten wie die Blöden und kommen nicht voran. Es wird Zeit, daß sich etwas tut.»

\* \* \*

*Es war kaum noch auszuhalten. Eigentlich gar nicht mehr auszuhalten. Es mußte ein Ende haben. Irgend etwas mußte geschehen. Aber gab es ein Ende? Gibt es überhaupt ein Ende? Ist das Schicksal nicht höhnisch, ausgerüstet mit derselben Stimme, die täglich dröhnte und verfolgte? Wenn das die Ewigkeit war – wie schrecklich! Eine Hölle, ohne Ende, in der diese Stimme dröhnen und verstören und bitten würde!*



*Es mußte einen Ausweg geben. Einen Ort des Friedens, zu dem man sich flüchten konnte, wo man die Tür zuschließen konnte. Flucht, ja, das wäre möglich, ja die einzige Lösung! Neu anfangen, die Türen zur Vergangenheit zuschließen. Alles ausschließen, was bedrängt. Zu diesem Ort darf niemand sonst Zutritt haben. Alles, was sich hineindrängen will, muß, wenn nötig mit Gewalt, daran gehindert werden. Vielleicht war der Weg zu diesem Ort des Friedens auch nur mit Gewalt erreichbar. Das wäre bedauerlich, aber unumgänglich. Im Kampf des Lebens gibt es Opfer, das war schon immer so. Nein, niemand durfte auch nur ahnen, wo dieser Ort zu finden ist. Das ist ganz wichtig. Nur so kann es ein Friedensort werden, wo alles neu beginnen kann. Ohne diese schrecklichen Stimmen. Ein stiller Ort, ganz gewiß. Und rein, unbesudelt. Auch deshalb muß die Vergangenheit draußen bleiben. Es würde Kraft kosten, diesen Ort zu erreichen, doch die Stille, der Friede, sie lohnen jede*



*Anstrengung. Es gilt, sich unverzüglich an die Planung zu begeben. Einfach wird es nicht.*

\* \* \*

Susanne Hertz hatte wieder einmal den Bereitschaftsdienst im Kirchenladen übernommen. Sie saß in der kleinen Seitenkapelle der St. Johanniskirche und wartete. Heute hatte sich noch niemand gemeldet, solche Tage kamen vor. Susanne blätterte in ihrer Bibel. Sie hätte jetzt selbst gern jemanden gehabt, mit dem sie reden konnte. Sicher, sie hatte Tanja und sie hatte Jens. Aber sie brauchte einen Gesprächspartner mit anderen Qualitäten, als die Freunde sie vorweisen konnten. Sie brauchte jemanden, der ihr sagen konnte, was sie tun oder lassen sollte. Susanne wünschte sich einen solchen Menschen und wußte doch ganz genau, daß er eine nicht existierende Wunschvorstellung war, daß sie ihren Weg allein gehen mußte, daß es niemanden gab, der ihr die Entscheidungen ihres Lebens abnehmen konnte. Aber vielleicht tat es gut, die verschiedenen Möglichkeiten mit einer unabhängigen Person durchzusprechen, mit jemandem, der ihr nicht so nahe stand wie Jens oder Tanja. Ob der Dekan so ein Gesprächspartner für sie sein konnte? Aber wollte sie ihrem Vorgesetzten ihre privaten Probleme anvertrauen? Sie wußte einfach nicht, wie es mit Jens weitergehen konnte. Sie wußte nicht, ob sie überhaupt in Mainz bleiben sollte, ob sie es ertragen konnte, in dieser Stadt zu leben und nicht mehr mit ihm zusammenzusein. Vielleicht war es ein furchtbarer Irrtum gewesen, in diese Stadt zu kommen. Wenn sie ihn nicht kennengelernt hätte, dann hätte sie jetzt ihre Ruhe. Aber ihre Liebe zu Jens, die war doch kein

Irrtum! Ihre Gefühle waren echt und tief, da war sie sich ganz sicher. Und doch nagte dieser Zweifel an ihr, ob diese Liebe Zukunft haben könnte. Unkonzentriert las sie in den Psalmen. «Du bist mein Schild, meine Ehre, du hebst mein Haupt empor.» Wer war ihr Schild? Wer half ihr, mit Jens und ihrer eigenen Zerrissenheit klarzukommen? Wer hob ihren Kopf hoch genug, damit sie sich selbst wieder im Spiegel ansehen konnte. Heute morgen vor dem Religionsunterricht hatte sie eine halbe Stunde vor dem Kleiderschrank gestanden und nicht gewußt, was sie anziehen sollte. In allen Sachen kam sie sich dick und häßlich vor. Das waren Alarmzeichen ihrer Seele, das wußte sie. Sie hatte sich selbst vor dem Spiegel angeschrien und sich beschimpft, daß sie dick und häßlich und unattraktiv und dumm sei. Kein Wunder, daß Jens so distanziert war in der letzten Zeit, wer wollte schon mit so einer fetten Kuh zusammenleben. Susanne schüttelte sich bei der Erinnerung an diesen Ausbruch. Die Kinder im Religionsunterricht mit ihren lebendigen Augen und den neugierigen Fragen nach dem Leben hatten ihr dann gut getan und ihr geholfen, innerlich wieder Bodenhaftung zu bekommen. Susanne seufzte. Sie hätte selbst gern Kinder, am liebsten mit Jens, am liebsten einen ganzen Stall voll wilder Racker, so wie Peter und Paul. Einen Augenblick lang erträumte sie sich ein Familienleben mit gemeinsamem Mittagessen und Sonntagsausflug. Schluß damit! Was halfen ihr Träume? Sie mußte sich in der Realität zurechtfinden, und zwar ganz alleine. Susanne klappte ihre Bibel zu. Ihre Zeit in der Beichtkapelle war gleich zu Ende. Heute war wirklich niemand gekommen. Doch da öffnete sich leise die Tür zum Kirchenraum und Schritte näherten sich der Seitenkapelle. Susanne stand auf und blieb verblüfft stehen. Dem Mann,

der gerade in die Kapelle kam, ging es nicht anders. «Sie?» fragten beide wie aus einem Mund. «Frau Hertz!» stellte Ingo Bauernberg fest, und es klang fast erleichtert. «Ich wußte gar nicht, daß Sie hier sind.» «Sie sind wegen eines Beichtgesprächs gekommen?» fragte Susanne. Bauernberg zögerte. «Ja, in der Tat. Ich dachte, ich könnte das anonym machen. Aber so ist es mir vielleicht sogar lieber.» Susanne wies mit der Hand auf zwei Stühle, die in der Kapelle standen. «Setzen wir uns doch, Herr Bauernberg. Ich weiß, wer Sie sind, weil ich ihr Foto oft in den Fachzeitschriften gesehen habe, die mein Freund Jens Maistrom abonniert hat. Und dann habe ich Sie auf der Beerdigung von Steffen Vogel gesehen.» Bauernberg sackte etwas auf seinem Stuhl zusammen, dann straffte er sich. «Ja, Vogel ist auch der Grund, warum ich gekommen bin.» Er stockte. Susanne wurde es ganz heiß und kalt. Würde ihr Bauernberg jetzt den Mord an Steffen Vogel gestehen, hier, mitten in der St. Johanniskirche? Susanne schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Bauernberg zögerte noch etwas, dann holte er tief Atem. «Ich möchte beichten, Sie stehen doch unter Schweigepflicht, oder?» Susanne nickte. «Ja, was Sie mir anvertrauen, darf ich nicht weitergeben, ich darf auch nicht dazu gezwungen werden.» Bauernberg nickte wie zur Bestätigung. «Das ist gut. Das ist gut.» Wieder holte er tief Luft. Dann sagte er entschlossen: «Ich habe ihn zusammengeschlagen. Ich habe Steffen Vogel zusammengeschlagen. Ich habe ihn ziemlich übel zugerichtet. Geschont habe ich ihn nicht, er sollte spüren, wie wütend ich auf ihn war. Eine ganze Zeit habe ich das richtig gut gefunden. Einer mußte es diesem Mann ja mal zeigen. Aber seit Ihrer Beerdigungsansprache habe ich keine ruhige Minute mehr gehabt. Es quält mich richtig, ich

schlafe schlecht, habe Alpträume, kann kaum noch arbeiten. Meine Frau meint, ich solle mal zum Arzt. Aber ich weiß, das, woran ich leide, das kann kein Arzt heilen. Deshalb bin ich heute gekommen.» Bauernberg schwieg erschöpft nach dieser langen Rede. Dann schaute er Susanne fest an. «Was genau quält Sie so?» fragte Susanne sanft. Bauernberg verschränkte die Hände. Die Knöchel traten weiß hervor. «Ich habe ihn geschlagen. Ich habe einfach draufgehauen, es muß ihm unglaublich weh getan haben. Aber er hat nur gelächelt, die ganze Zeit, obwohl er Schmerzen gehabt haben muß. Dieses merkwürdige Lächeln blieb auf seinem Gesicht. Es hat mich rasend gemacht. Ich schlug, er lächelte. Ich glaube, ich hätte ihn totgeschlagen, wenn nicht plötzlich in der Nähe Schritte zu hören gewesen waren. Das brachte mich zur Besinnung, ich glaube, das hat ihm auch das Leben gerettet.» Bauernberg stockte. «Wenn auch nicht lange das Leben gerettet.» Er schaute Susanne offen ins Gesicht. «Ich habe ihn nämlich nicht umgebracht. Das war ich nicht. Ich ... ich habe ihn geschlagen, das Schlimme ist eben, daß ich eine ganze Zeit richtig stolz darauf war. Das bin ich nicht mehr, nicht mehr seit der Trauerfeier. Seitdem schäme ich mich so. Ich schäme mich.»

Susanne schaute Bauernberg nur ruhig an, sie ließ ihm Zeit, wieder Luft zu holen. «Warum schämen Sie sich?» Bauernberg atmete wieder tief ein. «Ich bin ein cholertischer Typ. Das ist vielleicht eine Entschuldigung. Und wenn ihn nicht jemand anders umgebracht hätte, dann würde ich vielleicht sogar immer noch stolz drauf sein, daß ich es ihm mal richtig gezeigt habe. Seit Ihrer Ansprache, da quält mich ...», Bauernberg holte wieder tief Luft, «da quält mich, daß ich einem Menschen die letzten Tage sei-

nes Lebens mit Schmerzen verdüstert habe. Er hatte doch nur noch wenige Tage zu leben, und diese Zeit habe ich ihm durch meine Schläge schwer gemacht. Das quält mich. Vor allem, weil Sie erzählt haben, daß er sein Leben ändern wollte. Er wollte sich ändern, und ich gebe ihm dafür eine Tracht Prügel. Das ist doch gemein. Ich meine, es war nicht in Ordnung, was er getan hat, es war ungerecht, so über die Goldene Gans zu schreiben, aber inzwischen weiß ich, daß mir das nicht das Recht gegeben hat, ihn zu schlagen. Und mit jedem Schlag ...» – jetzt schluchzte Bauernberg richtig auf – «habe ich mich im Grunde selbst geschlagen. Seit dieser Trauerfeier schlage ich mich selbst, glauben Sie das? Es klingt so absurd, aber ich stehe vor dem Spiegel und schlage mich mit voller Kraft.» Bauernberg weinte. «Was glaubst du, wie gut ich dich verstehen kann!» dachte Susanne. Laut sagte sie: «Herr Bauernberg, Gott ist ein richtender, aber vor allem ein liebevoll richtender Gott. Sie können Ihr Herz vor Gott öffnen. Er weiß ja schon längst, was Sie beschwert und quält, und möchte Ihnen einen neuen Anfang schenken. Wenn Sie aufrichtig bereuen, dann ist Gott treu und gerecht und wird Ihnen Ihre Schuld vergeben. Möchten Sie vor Gott bekennen, was Sie getan haben?» Bauernberg nickte. «Aber wie soll ich das machen?» Susanne legte ihm leicht die Hand auf den Arm. «Ich werde gleich für Sie beten. Dann haben Sie die Gelegenheit, still oder deutlich hörbar Ihre Schuld vor Gott zu bringen. Anschließend frage ich Sie, ob Sie Ihre Schuld bereuen. Wenn Sie mit Ja antworten, spreche ich Ihnen die Vergebung Gottes zu. Wollen Sie das?» Bauernberg nickte. Susanne sprach ein Gebet, dann nickte sie Ingo Bauernberg zu. Der faltete die Hände und schloß nach kurzer Überlegung die Augen. Offenbar wollte er in der Stille

beten. Tränen rannen ihm über das gerötete Gesicht. Manchmal schien es, als ob ihn ein Krampf schütteln würde. Susanne wartete geduldig. Dann zeigte ihr ein tiefer Atemzug an, daß Ingo Bauernberg sein Bekenntnis vollendet hatte. Er schlug die Augen auf. «Bereust du, was du getan hast?» fragte Susanne. Bauernberg sagte leise «Ja», seine sonst so kräftige Stimme war belegt. «Im Auftrag Jesu Christi spreche ich dich frei», sagte Susanne, legte Bauernberg die Hände auf den Kopf und zeichnete ihm ein Kreuz auf die Stirn. So verharren sie noch einen Moment. Dann nahm Susanne ihre Hände zurück. Bauernberg ergriff ihre Rechte. «Danke, Frau Pfarrer. Danke!» flüsterte er. «Jetzt,» seine Stimme gewann an Festigkeit, «jetzt werde ich zum Polizeipräsidium gehen und mich den Folgen meiner Tat stellen. Es wird hart werden, aber in den letzten Tagen habe ich gelernt: Nichts ist schlimmer als ein schlechtes Gewissen und eine Schuld, die einem wie ein Mühlstein um den Hals liegt. Auf Wiedersehen, Frau Hertz, wenn ich diese Angelegenheit überstanden habe, komme ich bestimmt in einen Ihrer Gottesdienste.» Bauernberg stand auf. Susanne brachte kein Wort heraus. Sie nahm nun ebenfalls Bauernbergs Rechte und drückte sie fest. Sie wünschte ihm von Herzen, daß er mit sich ins Reine käme. Erst als er schon eine Weile gegangen war, keimten Zweifel in ihr auf. War Bauernbergs Reue nur gespielt gewesen? Wollte er durch sein Schuldeingeständnis der Körperverletzung davon ablenken, daß er Steffen Vogel nicht nur verprügelt, sondern auch getötet hatte? Unruhig schloß Susanne die Tür der St. Johanniskirche ab. Früher hatte sie sich meistens auf ihre Intuition verlassen können. Diese Fähigkeit schien ihr abhanden gekommen zu sein. Und sie konnte mit niemandem über ihre Zweifel

sprechen. Das Gespräch mit Bauernberg fiel eindeutig unter das Beichtgeheimnis.

\* \* \*



Arne hatte sich nicht auf die Wette mit Tanja eingelassen – mit gutem Grund. Punkt 9.00 Uhr betrat Jacobi ihr Büro im Polizeipräsidium. Arne und Tanja hatten gerade die neuesten Ergebnisse der Suche nach Johannes Friedrich gesichtet. Allerdings gab es wenig Neues. Ein Johannes Friedrich hatte nach Auskunft der Behörden weder in einem Hotel in Bangkok noch in einem anderen thailändischen Hotel eingchecked. Allerdings hatten die Behörden keinen Überblick über die kleinen Pensionen, die den Gast nicht nach dem Paß fragten, und solche gab es im Überfluß. Johannes Friedrich hatte in Thailand nicht die geringste Spur hinterlassen. Arne schob gerade mißmutig die E-Mail-Ausdrucke zusammen, als Jacobi hereinkam. Der wartete geduldig, bis Arne seine Unterlagen sortiert hatte. Ruhig und gelassen nahm er dann auf dem Stuhl Platz, den Arne ihm anbot. Welch ein Unterschied zu Christian Vogel, der zuvor auf diesem Sitz förmlich zerflossen war. Jacobis Gesichtszüge, ja sein ganzer Körper waren straff und durchtrainiert. Tanja erkannte mit Kennerblick die harten Muskeln, die sich unter dem eleganten Stoff des Anzugs andeuteten. Diese körperliche Präsenz hatte nur ein Mensch, der seinem Körper über Jahre einiges abgefordert hatte. Die scharfen Falten in Jacobis Gesicht und sein eisgraues Haar verrieten sein Alter, körperlich dürfte er aus medizinischer Sicht um einiges jünger sein. Jacobi schaute Tanja mit seinen kobaltblauen Augen direkt an. Der Kontrast zu der gebräunten Gesichtshaut war attrak-

tiv, und Tanja mußte sich eingestehen, daß dieser Mann eine ungewöhnliche Anziehungskraft auf sie ausübte. Sie wußte, daß diese Attraktion ihren klaren Blick trüben konnte. Jacobi brachte sie allein durch seine Anwesenheit durcheinander, von seinem Blick ganz zu schweigen. Schon bei Christian Vogel hatte sie unsouverän und damit unprofessionell reagiert. Dies durfte ihr nicht noch einmal passieren. Sie atmete tief und bewußt durch, konzentrierte sich auf ihre Fragen und gab diesmal Arne das Signal, daß er beginnen sollte.

«Herr Jacobi, Sie waren mit Steffen Vogel befreundet. Können Sie uns erzählen, seit wann Sie ihn kennen?» Jacobi antwortete sofort: «Wir sind uns in der Studentenverbindung begegnet. Er war gerade Fuchs, ich schon alter Herr. Steffen fiel mir sofort auf. Er hatte etwas Analytisches, Kühles, eine Überlegtheit, die weit über das hinausging, was man von einem jungen Studenten seines Alters erwarten konnte. Ich habe ihn auch nie ganz betrunken erlebt, das paßte einfach nicht zu ihm, so die Kontrolle zu verlieren. Wenn die anderen tranken, dann hielt er mit, aber ich konnte genau erkennen, daß er den ganzen Abend kaum mehr als zwei Bier trank. Dabei ist das gar nicht einfach. Denn es gibt die berühmten Ex-Kommandos, bei denen alle ihre Seidel austrinken und dann umdrehen müssen. Steffen hatte einen Saugbalg konstruiert, mit dem er das Bier absaugte, bevor er auf Ex trinken mußte. Den Balg verbarg er unter seinem Sakko. Er handhabte das sehr geschickt. Den anderen fiel nach einem gewissen Pegel allerdings sowieso nichts mehr auf. Mich hat auch nicht gewundert, daß Steffen bald eine Führungsposition in der Verbindung eingenommen hat, und das, obwohl er eigentlich keinen richtigen Freund unter den anderen hatte. Er war allerdings



immer zuverlässig und erfüllte peinlich genau alle Kriterien, die man von einem Chargierten erwartete. Für eine Freundschaft zu den anderen fehlte aber einfach etwas. Die Wärme vielleicht.» Jacobi schwieg. Arne dachte über das nach, was Jacobi gerade erzählt hatte. «Aber Sie haben ihn gemocht», stellte er fest. «Mehr als das», sagte Jacobi kühl. «Wir waren aus demselben Holz geschnitzt. Seelenverwandt, so nannte man das früher. Wenn das nicht so nach lila Papier und Schmalz klingen würde, träfe es genau unsere Beziehung. Ich verstand ihn, und er verstand mich, intuitiv. Das haben wir sofort erkannt, schon an diesem Abend im Verbindungshaus, als er, der Fuchs, mir, dem alten Herrn, das Bier brachte. Ein Blick und die Sache war klar. Ich sah die überlegene Intelligenz in seinen Augen, die Höflichkeit, die eine Distanz zwischen ihm und seiner Umgebung schuf. Ich bemerkte seine die Umgebung sozusagen sezierende Beobachtungsgabe. Und ich erkannte daran, wie er überrascht seine Augenbrauen hochzog, daß auch er in mir seine Zwillingseele entdeckt hatte.» Jacobi schwieg. «Wie ging es weiter?» fragte Tanja. «Wir haben natürlich zusammengearbeitet. Alles andere wäre verschwendete Energie, ja eine Versündigung am Geschenk unserer Begegnung gewesen. Schon am nächsten Tag habe ich ihn zu einem Gespräch gebeten. Er hat die Möglichkeiten unserer Kooperation sofort begriffen. Steffen konzentrierte sich in seinem Studium fortan auf die Bereiche, die für unsere Firma wichtig waren – das war im übrigen kein Problem, da er selbstverständlich ein ausgezeichneter Student war.» Arne fragte nach: «Was war das für eine Firma?» Jacobi schaute Arne an. «Was verstehen Sie von unserem Metier?» Arne hob bedauernd die Hände. «Nicht viel, zugegebenermaßen. Versuchen Sie einfach, es mir zu erklären.»

Jacobi nickte zustimmend. «Wir haben maßgeschneiderte Firmen gebaut. Vor allem im Nahen Osten. Wir bekamen den Auftrag für ein bestimmtes Produkt und haben uns dann um alles gekümmert: vom Bau angefangen, dem Maschinenpark, Entwicklungstechnik, bis hin zur Wartung. Das war teuer für unsere Auftraggeber, sehr teuer, aber dafür funktionierte das, was wir aufgebaut hatten, reibungslos. Wir haben einheimische Kräfte einbezogen, aus verschiedenen Gründen ist das sinnvoll, aber wir haben immer die Bedingung gestellt, daß allein wir über deren Zulassung entscheiden konnten, kein Familienclan und keine politische Clique. Wir haben Aufträge nur angenommen, wenn sie hundertprozentig zu unseren Bedingungen liefen. Nur so konnte es laufen, und weil es lief, konnten wir uns die Aufträge aussuchen.» Jacobi lehnte sich zurück. «Steffen sichtete das Personal, auch die ausländischen Kräfte, die in den Entwicklungsabteilungen arbeiten sollten. Er überwachte zudem die Qualitätsentwicklung der Projekte.» Tanja fragte: «War das lukrativ?» Jacobi lächelte schmal. «Sonst hätten wir das nicht gemacht, vor allem nicht in der Gegend. Ich persönlich schätze den Nahen Osten nicht besonders. Ja, es war lukrativ, sehr lukrativ. Ich lebe heute noch davon. Ab und an nehme ich einen Beraterjob an, aber der muß mich schon sehr reizen, so wie der jetzt in Südafrika. Wir waren sehr erfolgreich, Steffen Vogel und ich, vor allem als Team. Es hat unzählige Menschen gegeben, die versucht haben, einen Keil zwischen uns zu treiben – es ist ihnen nie gelungen, und sie haben ihre Versuche am Ende immer bedauert.» Jacobi lächelte, und Tanja fand, daß sein Lächeln auch etwas Gefährliches hatte. Jacobi war wirklich ein Raubtier, ein wunderschönes, angegrautes Raubtier. Sie schluckte. Ihr war plötzlich klar, daß sie diesen

Mann beehrte. Es war unmöglich, sie mußte auf Distanz gehen, jetzt sofort! Verzweifelt suchte sie nach einer Möglichkeit, ihre aufgepeitschten Emotionen in den Griff zu bekommen. Arne sah sie schon irritiert an. Eigentlich wäre sie jetzt mit einer Frage an der Reihe gewesen. Sie gab ihm das verabredete Zeichen, daß er fortfahren sollte. Dann konzentrierte sie sich in Gedanken auf ihre Eltern und ließ im Eiltempo die unangenehmsten Erinnerungen ihrer Kindheit Revue passieren. Es funktionierte. Der Widerwille übertönte ihre Erregung. Noch einmal holte sie tief Luft, dann war sie wieder in der Lage, sich auf das Gespräch mit Jacobi zu konzentrieren. « ... Sie Ihre gemeinsamen Aktivitäten nicht fortgesetzt?» Tanja bekam gerade noch den zweiten Teil von Arnes Frage mit. In der Tat, wenn alles so reibungslos funktioniert hatte, warum hatte Steffen Vogel dann bei Mainz-Glas angefangen? Jacobi schlug die Beine übereinander. «Sie wissen, was 1984 in der Region los war?» Arne und Tanja zuckten mit den Schultern. Internationale Politik war nicht ihre große Stärke. Und 1984 lag ziemlich lange zurück. «Der Iran-Irak-Konflikt verschärfte sich, die Amerikaner schickten einen Flugzeugträger und Schiffe in die Region, die Briten waren ebenfalls präsent. Es ging um die Straße von Hormuz, um die strategisch wichtige Meerenge zum Persischen Golf. Im Grunde ging es ums Öl.» Arne nickte, er erinnerte sich vage. «Es wurde Ihnen also zu gefährlich im Nahen Osten?» Jacobi lächelte wieder, sein gefährliches Raubtierlächeln. «Ja, es wurde zu gefährlich.» Tanja spürte, daß sie an einem entscheidenden Punkt angekommen waren. «Was wurde Ihnen zu gefährlich?» erkundigte sie sich. Jacobi schaute sie wieder an, nachdenklich diesmal. Doch jetzt hatte sich Tanja besser im Griff. Jacobi zögerte kurz, dann antwortete er: «Wir hatten

viel gesehen und genau beobachtet, und einige Leute wußten ganz genau, daß wir viel wußten.» Arne verstand nicht: «Was denn?» Jetzt schaute Jacobi Arne an, er schien abzuwägen, was er antworten wollte. «Wir hatten Informationen über bestimmte Lieferungen, wir wußten, wer schon sehr früh involviert war, zu einem Zeitpunkt, als es den Konflikt eigentlich noch gar nicht gab.» Er schwieg. Arne blickte irritiert. «Ich verstehe nicht.» Jacobi nickte. «Das ist auch besser so, bis heute. Viele Informationen sind heute bekannt, das können Sie, wenn Sie wollen, im Internet recherchieren. Aber einiges ist bis heute unklar. Und Steffen und ich gehörten zu den wenigen, die darüber Bescheid wußten. Jetzt lebt einer weniger, der weiß, was wirklich los war.» «Meinen Sie, Vogel ist wegen dieses Wissens getötet worden?» fragte Tanja ungläubig. «Ich werde es herausfinden», sagte Jacobi langsam. «Und ich werde den finden, der ihn getötet hat.» Tanja fröstelte plötzlich. Ihr war, als ob die Temperatur in ihrem Büro um einige Grad gesunken wäre, eine bedrohliche Atmosphäre erfüllte den Raum. «Wenn es so ist, wie Sie denken, dann sind auch Sie in Gefahr», sagte sie. «Ich weiß», Jacobi nickte. Dann lächelte er wieder sein schmales Lächeln: «Ich bin darauf vorbereitet.» Arne klopfte mit seinem Bleistift auf den Schreibtisch. «Herr Jacobi, es ist unsere Aufgabe, den Mörder von Steffen Vogel zu finden.» «Gewiß», antwortete Jacobi. Seine Augen waren nur für einen äußerst kurzen Moment schmal geworden. Aber Tanja war diese Bewegung nicht entgangen. Es war völlig klar, daß Jacobi seine eigenen Ermittlungen anstellen würde. Und sie wußte nicht, wie sie ihn daran hindern konnten. Doch erst einmal mußten sie noch verschiedene Dinge klären. «Warum haben Sie Ihre Zusammenarbeit nicht fortgesetzt?» erkundigte sie sich. Jacobi räusperte sich.

«Es reizte uns nicht mehr. Wir hatten alles erreicht, was wir wollten. Es war keine wirkliche Herausforderung mehr. Natürlich hätten wir in anderen Ländern weitermachen können. Aber es wäre nur eine Wiederholung gewesen. So wurde es für uns beide langweilig. Steffen wollte gerne ein besonderes Glas entwickeln, Glas hatte ihn schon immer fasziniert. Wir überlegten, ob wir ein eigenes Unternehmen gründen sollten, aber dann entschied sich Steffen für Mainz-Glas. Er wollte einfach mehr Zeit für seine anderen Interessen haben. Ich bin dann auch nach Mainz gezogen. Der Frankfurter Flughafen ist nicht weit, wenn ich einen Auftrag bekam, der den Aufwand lohnte, dann war ich schnell dort und schnell wieder zurück. Wenn ich in Mainz war, haben Steffen und ich einmal in der Woche zusammen gegessen. Vor fünf Wochen bin ich nach Johannesburg geflogen. Ich kam gerade einen Tag vor seiner Trauerfeier zurück.» Jacobi preßte die Lippen aufeinander, die kobaltblauen Augen blickten düster. «Sagt Ihnen der Name Johannes Friedrich etwas?» fragte Arne. Jacobi nickte. «Ein Mitarbeiter von Steffen. Begabt, aber chaotisch. Vor einem halben Jahr ist er verschwunden. Steffen war darüber beunruhigt, denn Friedrich war mit allen Forschungsergebnissen bestens vertraut. Ich glaube, er hat versucht, in Bangkok mit ihm Kontakt aufzunehmen.» Arne schnappte nach Luft. «Er wußte, daß Friedrich nach Bangkok wollte? Warum hat er Brandes nichts davon erzählt?» Jacobi blickte Arne nachdenklich an. «Weil er meinte, daß er diese Angelegenheit lieber selbst in die Hand nehmen wollte und sie Brandes nichts angehe. Aber er hat Friedrich nicht gefunden.» Jacobi überlegte einen Moment. «Gut, daß Sie mich an Friedrich erinnern. Ich sollte ihn nicht aus dem Blick verlieren.» «Sie sollten uns die Polizeiarbeit überlassen, Herr

Jacobi», meinte Tanja. «Gewiß», antwortete Jacobi und lächelte leicht.

«Wissen Sie etwas über eine Freundin von Steffen Vogel? Sagt Ihnen das Stichwort ‹Bastille› etwas?» fragte Tanja. «Selbstverständlich», antwortete Jacobi. «Dann erklären Sie uns doch bitte, worum es geht», bat Arne. «Ich denke nicht daran», antwortete Jacobi, «Steffens Privatleben geht Sie nichts an.» Tanja schüttelte den Kopf. «Sie müssen uns Auskunft geben! Wir ermitteln in einer Mordsache! Wir können Sie zwingen!» Jacobi zog amüsiert die Augenbrauen hoch. «Dann versuchen Sie das doch.» Er stand auf, zog eine Karte aus einem Straußenledermäppchen und legte sie vor Tanja auf den Schreibtisch. «Damit Sie wissen, wo Sie mich erreichen können. Auf Wiedersehen.» Arne war aufgesprungen. «Wir müssen Sie bitten, für uns erreichbar zu bleiben!» Jacobi schaute ihn kühl an. «Keine Sorge, ich fahre nicht weg, in der nächsten Zeit habe ich einiges zu erledigen.» Leise zog er die Tür hinter sich zu.

\* \* \*

«Dann ist er gegangen, und ich wußte, daß ich mich gerade hoffnungslos verliebt hatte. So etwas Verrücktes ist mir noch nie passiert.» Tanja lief neben Susanne durch den Gonsenheimer Wald. «Das gibt's doch gar nicht, ein Typ, dreißig Jahre älter als ich, unverschämt, wie der sagte: ‹Dann versuchen Sie das doch› und dabei seine Augenbrauen hochzog, und ich möchte ihm am liebsten in die Arme sinken und bitten: ‹Bring mich, wohin du willst, aber nimm mich mit.› Das ist ‹Vom Winde verweht› mit ‹Titanic› gekreuzt. Und das mir! Ich habe doch einen Knall!»



Susanne hatte ihrer Freundin schweigend zugehört. Tanja war aufgewühlt, fast aufgebracht. «Du darfst doch mit niemandem eine Beziehung beginnen, der in einen deiner Fälle verwickelt ist, oder?» fragte sie. Tanja schnaubte. «Beziehung! Der Mann schaut mich doch nicht an! Ich nehme nur Aufträge an, die mich wirklich interessieren, Südafrika zum Beispiel – da wird er bestimmt ganz wild auf eine kleine Kommissarin aus der Mainzer Neustadt sein! Der fährt eben mal fünf Wochen nach Südafrika, und ich kann ihm nur erzählen, wie es damals im Zeltlager in der Eifel war. Das kann ich vergessen.» Tanja blieb stehen und schluchzte, Susanne war völlig perplex, so hatte sie ihre Freundin noch nie erlebt. Sie nahm Tanja in den Arm. «Hey, Tanja, du kennst den Mann doch gar nicht.» Tanja wischte sich mit dem Ärmel ihres Jogginganzugs die Tränen aus dem Gesicht. Die Geste hatte etwas so verzweifelt Kindliches, daß es Susanne das Herz zusammenzog. «Das macht es doch nicht besser! Ich weiß einfach, daß er es ist. Meinst du, mir gefällt das? Und selbst wenn er sich für mein Zeltlager in der Eifel interessieren würde – ich darf ihm nichts Privates erzählen, ihn nicht einladen, mit mir am Rhein spazieren zu gehen, ihn nicht fragen, ob er mit mir ein Glas Wein trinken möchte. Das möchte er zwar bestimmt nicht, aber es ist so bitter, daß ich das noch nicht einmal ausprobieren kann. Das ist so schrecklich, ich habe so was noch nie erlebt!» Sie weinte wieder. «Solange dieser Fall nicht geklärt ist, ist dieser Mann für mich tabu. Und um alles noch schlimmer zu machen, weiß ich genau, daß er im Moment auf der Suche nach Vogels Mörder ist. Jacobi ist in Gefahr, das macht mich ganz verrückt. Und wenn es ihm gelingt, den Mann vor uns zu finden, dann...», sie schluckte, «dann ist er entweder tot, oder er sitzt für die

nächsten Jahre im Gefängnis. Es ist verrückt, und es macht mich verrückt.» Susanne wartete schweigend, bis Tanja sich etwas beruhigt hatte. «Bist du dir denn wirklich sicher, daß du ihn liebst?» Tanja richtete sich auf. «So sicher, wie ich niemals sicher war. Du glaubst doch an Gott? Erzähl mir mal, was er sich dabei gedacht hat!» Susanne zuckte mit den Schultern. «Das wüßte ich oft genug selbst gern.» Tanja strömten wieder die Tränen aus den Augen. «Weißt du, wann ich mich das letzte Mal verliebt habe? Das ist Jahre her. Und ich hab damals nicht die Hälfte von dem gefühlt, was ich jetzt fühle. Und damals war ich Anfang Zwanzig, noch ganz grün hinter den Ohren. Jetzt bin ich eine erwachsene Frau, ich weiß, was ich fühle und was nicht, sollte man jedenfalls meinen. Eigentlich ist Jacobi überhaupt nicht mein Typ! So ein kühler Intellektueller, und dann noch aus einer Studentenverbindung. Stell dir vor, er hat Schmisse im Gesicht. Ich hab so Typen immer für reaktionäre Arschlöcher gehalten, und jetzt sehne ich mich danach, diese Narben zu küssen. Zu küssen!! Das ist doch Kitsch, oder?» Sie starrte ihre Freundin verzweifelt an. Susanne schüttelte den Kopf. «Mir klingt's nach Liebe auf den ersten Blick, aber ob dieser Mann der Richtige für dich ist, das kannst leider nur du allein beurteilen. Meinst du denn, Jacobi hat recht damit, daß der Mord in Zusammenhang mit dem Iran-Irak-Krieg steht?» Tanja beruhigte sich etwas. «Es spricht einiges dafür. Jacobi hat uns längst nicht alles erzählt, ich glaube, so merkwürdig das klingt, auch um uns zu schützen. Mir hat auch seine Erklärung, warum sie die Firma nicht weitergeführt haben, nicht ganz eingeleuchtet. Da steckt mehr dahinter. Dann haben wir noch die Geschichte mit Johannes Friedrich, dem verschwundenen Mitarbeiter von Vogel. Auch hier hat uns



Jacobi nicht alles erzählt. Warum hat sich Vogel die Mühe gemacht, in Thailand nach Friedrich zu suchen? Dafür muß er gute Gründe gehabt haben. Und wir müssen unbedingt dahinter kommen, was ‹Bastille› bedeutet. Jacobi mag überzeugt sein, daß das nichts mit dem Mord zu tun hat. Aber ich will wissen, warum er seine Freundin – und ich bin inzwischen überzeugt, es handelt sich um seine Freundin – mit einem Codewort im Kalender absichert. Jacobi und Vogel mögen Seelenverwandte gewesen sein – wenn es um die Liebe geht, dann erzählen sich auch Freunde nicht alles. Übrigens, weißt du, wer gleich nach Jacobi kam?» «Nein», antwortete Susanne, obgleich sie die Antwort ahnte. «Bauernberg, stell dir vor. Er hat gestanden, Steffen Vogel zusammengeschlagen zu haben. Den Mord streitet er allerdings ab. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Für die Körperverletzung hat er keine Konsequenzen zu befürchten. Steffen Vogel hat ihn nicht angezeigt, das ist sein Glück. Sein Geständnis hat für ihn keine juristischen Folgen. Es könnte also sein, daß er alles nur gestanden hat, um von dem Mord abzulenken. Was meinst du?» «Ich weiß es nicht», sagte Susanne. Das war ehrlich, und sie hatte nicht gegen das Beichtgeheimnis verstoßen. Wohl war ihr dennoch nicht. War Bauernberg ein Mörder? «Laufen wir noch einen kurzen Sprint bis zur Kapelle?»

\* \* \*

Susanne lag am Boden. Der Ansturm ihrer Neffen Peter und Paul hatte sie buchstäblich umgeworfen. Die beiden Racker hatten sich ihrer geliebten Tante ohne Vorwarnung an den Hals geworfen. Zweimal 30 Kilo Kind können auch eine ausgewachsene Pfarrerin aus den Pumps heben. Doch

ihren Neffen konnte Susanne nicht böse sein. Im nächsten Moment erkundeten die zwei schon die Wohnung. «Was ist denn das?» Peter hatte ein Kästchen in die Hand genommen und sofort geöffnet. Ein Teufelchen schoß heraus. «Das ist ein Springteufelchen», erklärte Susanne. «Ich habe es von einem Freund, der Teufel sammelt. Er hat es mir geschenkt, als ich ihn einmal in Bamberg besucht habe.» «War das dein Lover, und ist der Pfarrer?» fragte Paul direkt. Susanne lachte bei der Vorstellung und erklärte, daß Philipp Laubmann zwar Theologe, aber katholisch sei und an der Uni arbeite und sie ihn während des Studiums auf einer Sommerakademie kennen- und schätzen, nicht aber lieben gelernt habe. Peter ärgerte Paul mit dem Springteufelchen, und Susanne rettete die Erinnerung auf ein höheres Regalbrett. «So, ihr beiden, und jetzt kommen wir zum Tagesprogramm. Was haltet ihr von einem Ausflug in die Römerzeit zum Isistempel und einem anschließenden Eis? Dann könnten wir nach Ingelheim radeln und mit der Fähre über den Rhein setzen. Ja, und wenn ihr dann noch nicht fertig seid, gehen wir drei ins Kino.» Peter und Paul jubelten: «Tante Susanne, du bist die Größte.» Und Susanne ging wieder das Herz auf. Sie liebte ihre Neffen über alles und verzieh ihretwegen ihrem Bruder Sven sogar die nervige Mutter der beiden, ihre Schwägerin Sabine. Ihr kleiner Bruder Sven, der sie inzwischen um zwei Haupteslängen überragte, arbeitete bei der Luft-hansa als Pilot, wohnte in Frankfurt und ermöglichte es Susanne, ihre Leidenschaft für das Reisen günstig auszu-leben. Svens Ehefrau Sabine war eine – wie Susanne fand – ziemlich affektierte blonde Zicke. Sabine orientierte sich an *Vogue* und *House and Gardens*, schon das fand Susanne nachgerade unerträglich. Sie war allerdings auch ein wenig

neidisch, weil sie Sabines Modellfigur wohl nie im Leben erreichen würde. Immerhin mußte sie das blöde Gehabe ihrer Schwägerin nicht täglich aushalten. Schlimm genug, daß die jetzt in der Tür stand und – wie Susanne fand – kritisch den Zustand der Wohnung musterte. Hatte sie auch richtig staubgewischt? Susanne zog unwillkürlich den Bauch ein, wie schaffte es Sabine bloß, immer wie eine Stabheuschrecke auszusehen und kein Gramm zuzulegen? Susanne gab sich Mühe, ihre Schwägerin diese bösen Gedanken nicht merken zu lassen, und verabschiedete die Mutter der Zwillinge extrafreundlich und mit dem feierlichen Versprechen, auf die Jungs ordentlich aufzupassen und sie abends persönlich und wohlbehalten in Frankfurt abzuliefern. Dann atmete sie tief durch und schloß die Tür hinter Sabine. «Wie wäre es mit Pommes und Würstchen zum Mittagessen?» fragte sie. Ohrenbetäubendes Geschrei war die begeisterte Antwort.

\* \* \*

«Ich hasse sie!» Tanja knirschte mit den Zähnen und schleuderte einen ihrer weichen Jonglierbälle quer durchs Büro. «Meine Liebe, das ist kaum der goldene Weg zur Ausgeglichenheit.» Arne wiegte bedenklich sein Haupt. «Du hast diese Jonglierbälle angeschafft, damit du zur inneren Balance findest, erinnerst du dich?» Tanja schleuderte auch den zweiten Ball. «Schaff ein Dart-Spiel an und bestück es mit einem Bild von Frau Klaas-Selter. Das wird mir Entspannung bringen. Jeder Pfeil ein Treffer.» Tanja nahm sich auch noch den dritten Ball vor. Dann ließ sie sich auf ihren Schreibtischstuhl sinken. «Ich weiß nicht, ob Sie und Herr Dietrich wirklich mit vollem Einsatz an diesem

Fall arbeiten», ahmte sie die näselnde Stimme ihrer Vorgesetzten nach. «Offen gesagt, Frau Schmidt, denke ich darüber nach, den Fall einem Team zu übergeben, das den vielfältigen, auch internationalen Verwicklungen eher gewachsen ist. Soweit ich weiß, verfügen Sie ja lediglich über regionale Erfahrungen.» Tanja schnaubte. «Dann hat sie sich so scheinbar vertraulich nach vorne gelehnt und gesagt: ‹Ich würde Sie ja gerne für die Aufgabe in Rumänien empfehlen, aber mir sind die Hände gebunden, wirklich gebunden, Frau Schmidt, wenn Sie nicht in der nächsten Zeit weiterführende Ergebnisse vorweisen können. Sie wissen ja, Sie sind nicht die Einzige, die sich für die Position interessiert.›» Tanja nahm sich einen ihrer Jonglierbälle, der unter ihren Schreibtisch gerollt war, und schleuderte ihn gegen die Tür des Büros. «Ja, und dann hat sie so freundlich gelächelt, du kennst sie ja, wie sie lächeln kann, und hat gesagt: ‹Wir Frauen sollten doch zusammenhalten, Sie wissen ja, Frau Schmidt, daß Sie sich auf meine Unterstützung voll und ganz verlassen können. Wenn Sie private Schwierigkeiten haben sollten, die den Fortgang der Ermittlungen behindern, einfach, weil Sie mit Ihren Gedanken nicht ganz bei der Sache sind, dann können Sie sich vertrauensvoll an mich wenden.›» Tanja schaute Arne an. «Ich mich an die Klaas-Selter wenden! Eher entleibe ich mich! Aber es kam noch schlimmer!» Arne zog fragend die Augenbrauen hoch. «‹Sie können sich an mich wenden, oder› – und dann hat Sie besonders lieb geschaut – ‹ich kann Sie an einen unserer Polizeipsychologen vermitteln. Fähige Leute, wirklich, Frau Schmidt, ich bin mir sicher, die haben schon in viel schwierigeren Fällen geholfen.›» Tanja atmete tief durch. «Ich hasse sie, Arne, du weißt nicht, wie sehr ich sie hasse. Und von dieser blöden Kuh hängt Rumä-

nien ab!» Arne wippte mit seinem Schreibtischstuhl. Dann setzte er sich in den Schneidersitz, führte Daumen und Mittelfinger zusammen und hielt die Hände in Meditationspose nach oben. «OMMMM, Tanja, ganz entspannt im Hier und Jetzt. Wir beide kennen doch die Klaas-Selter, und wir werden Sie nicht ändern können. Das einzige Mittel gegen sie ist unser Erfolg. Und glaub mir, wir sind nicht weit davon entfernt. Ich fühl's einfach, wir sind der Lösung nahe. OMMMMM!» Arne verdrehte verzückt die Augen. «Und weißt du was, wir konvertieren zum Buddhismus. Dann können wir wenigstens glauben, daß die Klaas-Selter im nächsten Leben als Ameise auf die Welt kommt. Oder als Ratte. Oder als Motte vielleicht?» Tanja mußte lachen. Dann schleuderte sie noch einen Ball gegen die Tür. «Okay, für eine Klaas-Selter als Motte rasier ich mir wirklich die Haare ab und geh in Orange.» Arne lachte. «Du in Orange!» Er entknotete seine Beine. Dann grinste er hinterlistig: «Ob du in dieser Farbe und mit rasiertem Schädel Herrn Jacobi gefällst?» Tanja warf sich auf ihren Kollegen und trommelte mit den Fäusten auf seine Brust «Du bist gemein!!!» Arne hielt ihre Handgelenke fest. «Schon gut, Tanja, beruhige dich. Wir haben schließlich noch einiges zu tun, wenn wir deine rumänische Zukunft sichern wollen. Zum Beispiel diese unzähligen frustrierenden E-Mails durchsehen, die alle nur das Eine bestätigen: Johannes Friedrich ist wie vom Erdboden verschwunden.» Tanja rieb sich die Handgelenke. «Wer weiß, wie wir den Friedrich entdecken? Vielleicht wird er auch an eine Platane genagelt, mich würde nichts mehr wundern.» Arne trommelte mit den Fingern auf dem Schreibtisch. «Oder er war derjenige, der gehämmert hat. Das kann doch kein Zufall sein, daß er verschwunden ist. Glaub mir, das ist eine

von langer Hand geplante Geschichte. Und Vogel hat eine Ahnung gehabt, sonst hätte er doch nicht in Thailand nach Friedrich gesucht.»



\* \* \*

Der Tag war für Susanne, Peter und Paul ein voller Erfolg gewesen. In der Schule nahmen die beiden Kinder gerade die Römerzeit durch. Mit ihrer Klasse hatten Peter und Paul bereits das Weltkulturerbe Limes besichtigt und waren zur Saalburg gefahren. Den Isistempel betrachteten daher zwei echte Kenner des Römischen Reichs. Susanne nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit mit den beiden Pompeji und Herculaneum zu besuchen. Sie waren genau im richtigen Alter für eine solche Reise. «Hättet ihr Lust, mit mir in den Herbstferien nach Italien zu fahren? Wir könnten zwei Städte besichtigen, die nach einem Vulkanausbruch völlig verschüttet waren. Da sieht man genau, wie eine römische Stadt aufgebaut war. Wir können richtig durch die Häuser laufen. Ein großes Amphitheater gibt es auch noch. Am besten, wir zelten auf einem Campingplatz am Meer und fahren dann zum Vesuv. Das ist der Vulkan, der damals ausgebrochen ist.» «Lebt der noch?» erkundigte sich Peter gespannt. «Vulkane leben nicht, du Blödi», Paul haute seinem Bruder den Kinoprosppekt auf den Kopf. «Ruhe dahinten, sonst muß ich anhalten!» Susanne schaute streng in den Rückspiegel. Die Jungs beruhigten sich, nur Peter zwickte seinen Bruder heimlich in die Seite. «Aua, du bist gemein! Und Vulkane leben doch!» «Der Vesuv ist ein aktiver Vulkan», erklärte Susanne. «Er könnte schon wieder ausbrechen. Aber heute wissen wir mehr über Vulkanausbrüche als die Menschen

zur Zeit von Pompeji und Herculaneum. Die wurden von der Katastrophe völlig überrascht.» «Hoffentlich bricht er aus, wenn wir da sind», meinte Paul fröhlich. Dann packten die zwei ein Kartenspiel aus. «333», fragte Paul. «Alexander der Große», antwortete Peter. Die Karte ging an ihn. «1618», fragte Peter. «Weiß ich nicht», meinte Paul mißmutig. «Dreißigjähriger Krieg», trumpfte Peter auf. «1954», fragte Paul. «Deutschland wird Fußballweltmeister», antwortete Peter souverän. «Was ist denn das für ein Spiel?» fragte Susanne irritiert. «Geschichte», erklärte Peter fachmännisch. Susanne war verblüfft: «Und woher kennt ihr die Zahlen?» «Das ist doch einfach», meinte Paul, so als ob es sich hier um Daten handele, die jedes Kindergartenkind beherrschte. «Du spielst es zweimal, und dann kennst du schon die Hälfte auswendig.» Susanne staunte. «Ich finde das ziemlich schwer!» «Aber Susanne, ob wir jetzt die PS-Zahlen vom Autoquartett lernen oder die Zahlen vom Geschichtsquartett, das ist doch egal. Und Papa sagt, das formt den Charakter.» «Aha», dachte Susanne, «so kann man es auch sehen.» «1945», tönte es fröhlich von der Rückbank.

\* \* \*

Nachdem sie die Zwillinge ordentlich in Frankfurt abgeliefert hatte und wieder daheim in Mainz war, rief Susanne Tanja an. Sie wollte wissen, wie es der Freundin ging, und sie ein bißchen von ihrem Kummer ablenken.

«Du glaubst nicht, wie heute den Kindern Bildung näher gebracht wird», erzählte Susanne. Die werfen sich Zahlen zu wie Ping-Pong-Bälle, und jeder weiß, was in diesem Jahr in der Weltgeschichte passiert ist. 1495: Kolumbus entdeckt

Amerika, so ging das. Oder 1618: Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Unsereiner hat das noch mit Reimen gepaukt: 333, bei Issus Keilerei. Heute machen die das mit Quartettspielen. Ich frage mich nur, ob die auch inhaltlich etwas damit anfangen können. 1945, das ist eine Jahreszahl, auf die du korrekt mit «Der Zweite Weltkrieg geht zu Ende» antworten mußt. Aber wissen die Kids deshalb, was im Zweiten Weltkrieg los war? Ich meine, ist das nicht nur totes Zahlenwissen, ohne inhaltliches Fundament?» Tanja schwieg, ein Gedanke war gekommen und sofort wieder verschwunden, sie wußte nicht, was es war, nur, daß sie gerade etwas ganz Wichtiges gesehen und vergessen hatte. Susanne deutete ihr Schweigen falsch: «Tut mir leid, daß ich dich mit meinen Neffen zutexte, du hast mit schwierigeren Problemen zu tun.» Susanne konnte nicht sehen, wie Tanja den Kopf schüttelte. «Nein, ich finde das ganz spannend. Irgendwas hat bei mir geklingelt, ich weiß nur nicht was. Etwas, das du gesagt hast, ist wichtig für unsere Ermittlungen. Aber ich komm nicht drauf.» Susanne war verwirrt. «Was können Peter und Paul denn mit deinen Ermittlungen zu tun haben? Sie kannten weder Steffen Vogel noch Jacobi.» Tanja schüttelte wieder den Kopf. «Es ist etwas anderes. Und es ist ganz wichtig. Fang noch einmal von vorne an, bitte. Erzähl mir alles, was du mir gerade erzählt hast.» Susanne gehorchte. Sie spürte, daß Tanja etwas Wichtigem auf der Spur war. «Also, Peter und Paul haben mein Springteufelchen entdeckt, dieses Teufelchen, das mir Philipp Laubmann geschenkt hat. Meine liebe Schwägerin Sabine war ätzend wie immer. Dann sind wir zum Isistempel und anschließend mit den Rädern nach Ingelheim und dort über den Rhein mit der Fähre. In Oestrich haben wir ein Eis gegessen und sind dann wieder



zurückgefahren.» «Kannst du noch mehr ins Detail gehen?» fragte Tanja entnervt. «Willst du nun alles genau wissen oder nicht?» entgegnete Susanne etwas beleidigt.» Tanja entschuldigte sich sofort. «Tut mir leid, aber das war es nicht, was mich angesprochen hat. Ich bin einfach ungeduldig, weil ich weiß, da war etwas. Erzähl bitte so ausführlich weiter wie bisher. Vielleicht merke ich dann, was mir weiterhilft.» Susanne war immer noch ein wenig eingeschnappt. Der Tag war lang gewesen, auch für sie. Jens war noch nicht zu Hause, und eigentlich wollte sie ihn im Schwalbacher Hof abholen. «Schon gut», meinte sie ein wenig unaufrichtig, Tanjas Bohren ging ihr schon auf die Nerven. «Jedenfalls waren wir dann im Kino und als ich sie heimgefahren habe, da hatten wir die Idee, in den Herbstferien nach Pompeji und Herculaneum zu fahren, weil ihnen die Saalburg beim Klassenausflug und der Isistempe in Mainz so gut gefallen haben. Und dann haben die zwei dieses Kartenspiel ausgepackt», schloß sie. «Da fehlt doch was, verdammt noch mal», schimpfte Tanja. Jetzt war Susanne wirklich beleidigt. «Hör mal, ich kann nichts für deine Geschichte mit Jacobi und deine schlechte Laune, ich hab mit Jens und mir gerade genug zu tun und will eigentlich schon die ganze Zeit zum Schwalbacher Hof, um ihn abzuholen, sonst hat er nämlich schlechte Laune, und wenn du jemanden als Punchingball brauchst, dann geh zum Boxen.» Tanja war geknickt. «Bitte sei nicht sauer, Susanne. Meine Nerven liegen wirklich blank. Aber erzähl doch noch mal, wie das mit diesem Quartettspiel war.» Susanne seufzte. Sie konnte Tanja nicht wirklich böse sein, aber es war schon spät, und sie wollte unbedingt mit Jens noch einen Absacker trinken. «Die haben sich die Zahlen einfach nur um die Ohren gehauen», erzählte sie Tanja,

«das ging so schnell, da kamst du gar nicht mit. <1969: Erste Mondlandung, 1495: Kolumbus entdeckt Amerika, 2006: Susanne Hertz entdeckt das Ei des Kolumbus.> So in etwa. Sei mir nicht böse, aber ich will jetzt zu Jens. Bist du weitergekommen?» Tanja zögerte. «Nicht ganz, aber ich weiß, ich bin nah dran.»

\* \* \*



*Es muß eine Lösung geben. Ein Land, in dem ich leben kann. Jemand wie ich kann doch überall einen neuen Anfang wagen. Andere haben das ja auch geschafft, warum sollte mir das nicht gelingen? Und es gibt ihn bestimmt, diesen friedlichen Ort, an dem niemand weiß, woher ich komme und wer ich bin. Ich werde ein Häuschen kaufen, vielleicht eine Familie gründen. Wenn sie mich fragen, was früher war, werde ich schweigen, den Finger auf den Mund legen, vielleicht lächlele ich sogar dabei. Ich weiß dann, es ist alles gut, es ist alles überstanden. Morgens gehe ich als erstes ans Meer – ja, es sollte ein Ort am Meer sein, ein kleines Dörfchen mit weißgestrichenen Häuschen und einfachen Menschen, die mir wohlgesinnt sind – und schaue mir den Sonnenaufgang an. Ich atme die gute Luft und weiß mit jedem Atemzug: Ich bin frei, ich bin befreit. Keine Stimmen, keine Schmerzen, keine quälenden Erinnerungen mehr. So wird es sein. Ich werde diesen Ort finden. Und ich werde arbeiten, mit meinen Händen arbeiten, und ich werde meine Hände ansehen und nicht an diese anderen Hände mehr denken müssen. Sondern ich werde mich freuen, daß ich lebe. An einem Ort des Friedens. Am Meer.*

\* \* \*

Im Schwalbacher Hof waren alle Gäste gegangen. Jens und Susanne hatten sich an einen kleinen Tisch gesetzt. Der Tisch war schon abgeräumt, Susanne hatte ihr Glas Weißburgunder auf das blanke Holz gestellt. Sie mochte diesen Wein eiskalt, eigentlich zu kalt für jeden guten Weinkenner, aber bei Weißburgunder war sie eigen. Der kühle Wein beschlug das Glas, Susanne malte gedankenvoll Schleifen und Herzchen auf den Kelch. Jens hatte sich einen Gin Tonic eingeschenkt, ein privates Ritual. Er beschloß jeden Abend mit einem Gin Tonic. «Auf dich, Schatz», sagte er und trank Susanne zu. «Auf dich», antwortete Susanne mechanisch. Es ging ihr nicht gut. Sie spürte immer deutlicher, daß mit ihr und Jens etwas schief lief. Wo es zuvor eine selbstverständliche Übereinstimmung zwischen ihnen gegeben hatte, einen Einklang, der sie tief beglückt hatte, war Schweigen eingekehrt. Susanne spürte nicht mehr, was Jens dachte. «Es ist, als ob er sich vor mir verschließt», dachte sie traurig und merkte, wie ihr die Tränen in die Augen schossen. «Jetzt bloß nicht weinen», sie biß sich auf die Zunge, um ihre unglücklichen Gedanken zu unterbrechen. Jens nippte an seinem Gin Tonic. Seine Augen schweiften durch das Lokal, er sah Susanne nicht an. «Wie lief es heute?» fragte Susanne tapfer. «Sehr gut», antwortete Jens zerstreut. «Alle Tische waren besetzt.» Er schwieg. «Vielleicht ist er einfach erschöpft», dachte Susanne. Aber war Jens früher so erschöpft gewesen, wenn im Schwalbacher Hof alles bestens gelaufen war? Er hatte nach einem erfolgreichen Abend sonst strahlend gewirkt, wie elektrisiert. Die Anstrengungen des Tages waren ihm dann kaum anzumerken gewesen, oft lud er Freunde noch zu einem Absacker ein, um den Erfolg eines Abends zu feiern. Diese Spontan-Partys hatte die zurückhaltende

Susanne immer sehr geliebt. Sie war als Jens' Freundin wie selbstverständlich in die fröhliche Runde einbezogen und genoß die unbeschwerte Atmosphäre, die sich ganz natürlich entwickelte. Sie mußte als Pfarrerin oft genug für gute Stimmung sorgen, war verantwortlich für das Gelingen einer Veranstaltung. An diesen Abenden konnte sie einfach dabeisein und feiern. Susanne überlegte. Es war schon länger her, daß Jens so eine Party inszeniert hatte. «Wann feierst du denn wieder eine Absacker-Party?» fragte sie. Jens wirkte zerstreut. «Wieso?» Susanne trank einen Schluck Weißburgunder. «Du hast lange nicht mehr gefeiert. Warum eigentlich nicht?» Jens knallte sein Glas auf den Tisch. «Party, du hast nur Party im Kopf», sagte er zornig. «Ich kämpfe hier um den Schwalbacher Hof, um meine Existenz, und du willst Jux und Dollerei. Ja, als Kirchenbeamtin kann man sich das Feiern vielleicht leisten, aber ich muß hart für mein Geld kämpfen.» Er kippte seinen Gin Tonic in einem Zug herunter. Jetzt kamen Susanne wirklich die Tränen. «Jens, so hab ich das wirklich nicht gemeint.» Sie weinte. Jens war erschrocken. «Liebling, tut mir leid.» Er nahm Susanne in die Arme. Sie schluchzte leise. «Ich steh unter einem solchen Druck, bitte sei nicht sauer. Ich liebe dich doch.» Er küßte ihr Haar. «Überhaupt, du hast recht, es ist viel zu lange her, daß wir hier gefeiert haben. Jetzt gerade finde ich es wirklich ziemlich stressig, aber nächste Woche, da könnten wir wieder feiern.» Jens schaute Susanne in die Augen, küßte ihr die Tränen von den Wangen. «Komm, Schätzchen, sei mir nicht böse.» Susanne lächelte zaghaft. Wie er sie jetzt anschaute, mit seinem jugenhaften Lächeln, da ging ihr das Herz auf. Sie liebte diesen Mann! Wenn sie nur wüßte, was ihn bedrückte. Sie streichelte seine Wange. «Was hast du nur,

Jens, du weißt doch, ich hab dich lieb.» Jens nickte. Einen Augenblick schien es Susanne, als ob auch ihm die Tränen in die Augen steigen würden. Er öffnete den Mund, als ob er ihr etwas sagen wollte. Doch der Augenblick war so schnell vergangen, daß Susanne schließlich an ihrer Wahrnehmung zweifelte. «Was hältst du von einem ‹Maistrom-Spezial›, Susanne?» fragte er mit einem verschmitzten Lächeln. «Den kreierte ich jetzt extra für dich.» Susanne schniefte kurz, dann küßte sie Jens ganz lange und intensiv. «Ja, bitte. Und sag mir einfach, was dich bedrückt. Ich habe dich doch lieb, und ich möchte doch mit dir tragen, was schwer ist.» Jens drückte Susannes Kopf an seine Schulter. «Klar, Liebling. Wir beide, wir gehören doch zusammen.» Susanne sah nicht, daß Jens jetzt wirklich Tränen in den Augen hatte.

\* \* \*



«Arne, bist du's?» Tanjas Stimme krächzte durch den Hörer. «Du klingst so anders.» «Verdammt noch mal Tanja, weißt du, wie spät es ist? Ich kling wie jeder normale Mensch, den man um halb vier nachts anruft.» «Tut mir leid, aber es geht nicht anders. Ich glaub, ich hab's.» «Ich glaub im Gegenteil, du hast sie nicht mehr alle!» «Mensch Arne, wach auf. Ich hab schließlich die ganze Zeit gedacht und gearbeitet und gegrübelt und jetzt hab ich es, glaub ich, raus.» «Was denn, verdonnert noch mal?» «Bastille, Arne. Ich weiß, was Bastille bedeutet.» Tanja hörte, wie Arne sich im Bett aufrichtete. «Moment, bist du wirklich sicher?» «Ziemlich sicher.» «Dann mach es bitte nicht so spannend und spuck's aus.» «Würd ich ja längst, wenn du mich nicht die ganze Zeit beschimpfen würdest. Also, Bas-

tille, das ist ein Code. Ein Code für eine Zahl. Ich bin draufgekommen, als mir Susanne vom Quartettspiel ihrer Nefen erzählt hat. Die fragen sich Jahreszahlen ab, und der Partner muß dann das passende geschichtliche Ereignis sagen. Und ich bin ziemlich sicher, «Bastille» steht für 14789 oder 1471789 oder 14071789 oder für 140789 oder für 14071789, oder hab ich das schon gesagt?» Arne stöhnte. «Wie bitte? Wieso denn das? Und geht es nicht genauer? Ich dachte, du hast es raus.» Tanja schnaubte. «Mag sein, ich bin die Kulturbanausein, du bist der Geschichtsbanause. 1471789 oder Variationen – am 14. Juli 1789 wurde die Bastille erstürmt. Deshalb ist der 14. Juli auch Nationalfeiertag in Frankreich. Und Bastille steht für eine entsprechende Zahlenkombination.» Tanja hörte ein Rascheln. «Warte mal, ich schreib das mal auf, dann kapiert es vielleicht besser. Wie war die Kombi?» Tanja diktierte langsam. «140789 oder so ähnlich. Je nachdem, ob du den Juli ohne 0 nimmst oder bei 89 das 17 davor setzt.» Arne stöhnte. «Ich glaub, ich geb's auf und steh auf. Moment mal.» Tanja hörte, wie sich ihr Kollege aus dem Bett aufrappelte. «So, jetzt bin ich, glaube ich, wirklich wach. Also 14789 oder so ähnlich. Was könnte das sein?» Tanja konnte einen kleinen Triumph in der Stimme nicht unterdrücken. «Es ist eine Schloßkombination oder eine Telefonnummer. Ich glaube, es ist eine Telefonnummer. Wir müssen jetzt nur noch herausfinden, zu wem die Telefonnummern gehören und wer von den Teilnehmern eine Beziehung zu Steffen Vogel hat.» Arne war sauer. «Das kann ja wieder Jahre dauern! Wer weiß, wie viele solcher Nummern es in Deutschland gibt?» Tanja glättete die Wogen. «Die Nummer ist aus Mainz oder Umgebung. Ich schätze mal, vielleicht Wiesbaden noch, höchstens Frankfurt. Jedenfalls

dürfte es sich um eine Frau handeln, und ich bin mir inzwischen eigentlich ziemlich sicher, daß es sich um eine Frau handeln muß.» Arne zögerte. «Woher weißt du, daß es nicht die Nummer eines Mannes ist? Zum Beispiel eines Typen, der in Zusammenhang mit der Iran-Irak-Vergangenheit von Vogel und Jacobi steht?» Tanja lachte. «Ganz einfach deshalb, weil Jacobi wußte, worum es geht. Und er wäre nicht so locker geblieben, wenn Bastille vielleicht der Mörder seines Freundes wäre. Nein, Jacobi weiß, daß Bastille für eine Frau steht. Außerdem – Vogel hat sich mindestens einmal im Monat mit Bastille getroffen. Warum hätte er das wegen dieser alten Kriegsgeschichte tun sollen? Glaub mir, Arne, Bastille ist eine Frau. Und die Frau wohnt in der Umgebung.» Arne blieb störrisch. «Warum lebt sie nicht in Berlin? Da kommt man auch schnell hin.» Tanja lachte. «Weil er dann einfach ihren Namen aufgeschrieben hätte. Er hat sie verschlüsselt, weil sie so nah ist und damit leichter identifizierbar als eine Frau in Berlin. Ich hab keine Ahnung, wie viele solche Anschlüsse es im Umkreis bis Frankfurt gibt, aber morgen müssen wir wohl oder übel die Nummern abtelefonieren.» Arne seufzte. «Du meinst heute.» Tanja lachte wieder. «Stimmt. Heute. Aber wenn du willst, kannst du ja noch eine Stunde schlafen.»

\* \* \*

Um 8.00 Uhr trafen sie sich im Polizeipräsidium. Tanja hatte eine Liste aller möglichen Telefonanschlüsse in Auftrag gegeben, es waren genau 43, auf die eine der Zahlenkombinationen zutraf. Sie erarbeiteten eine Strategie, wie sie vorgehen wollten. Arne schlug vor, die Teilnehmer

direkt auf Vogel anzusprechen. Tanja war skeptisch. «Was ist, wenn wir einen Mann am Telefon haben? Vielleicht weiß der gar nichts davon, daß seine Frau oder seine Mitbewohnerin Kontakt zu Vogel hatte?» Arne überlegte. «Wenn ein Mann dran ist, legen wir auf und versuchen es später noch mal. Wir gehen jetzt erst einmal alle durch und versuchen unser Glück bei den Frauen, die an den Apparat gehen. In einer zweiten Runde versuchen wir es dann wieder – vielleicht sind die Männer dann außer Haus. Es geht ja nicht anders.» Tanja wandte ein: «Wir können doch überprüfen, ob unter den Anschlüssen auch eine Frau gemeldet ist. Wenn nur ein Mann in der Wohnung lebt, können wir die Nummern ausschließen.» Arne schüttelte den Kopf. «Nein, es könnte sein, daß die Person sich nicht beim Einwohnermeldeamt angemeldet hat. Das ist zwar nicht legal, aber Mord ist auch nicht legal.» Tanja dachte nach. «Was sagen wir, wenn die Frau sich meldet?» Arne überlegte. «Ich denke, wir sagen: Wir haben eine Nachricht von Steffen Vogel für Sie. Und dann warten wir ab. Wenn die Person etwas mit Steffen Vogel zu tun hatte, dann wird sie reagieren.» Tanja war skeptisch. «Und wenn sie nicht reagiert, aus Vorsicht, aus Angst?» Arne hob die Hände. «Dann haben wir Pech gehabt. Aber mir fällt nichts Besseres ein. Und vielleicht hast du ja auch nicht recht und es handelt sich gar nicht um eine Telefonnummer.» Bei Tanja war die Begeisterung der letzten Nacht einer morgendlichen Ernüchterung gewichen. «Stimmt, vielleicht habe ich mich ja geirrt. Aber wir müssen einfach weiterkommen. Laß es uns versuchen.»

\* \* \*



Tanja und Arne hatten eine Stunde lang telefoniert, als der Durchbruch kam. «Steinmann», meldete sich eine kühle Frauenstimme. Arne leierte sein Sprüchlein herunter. «Wir haben eine Nachricht von Steffen Vogel für Sie, Frau Steinmann.» Arne hörte, wie Frau Steinmann scharf die Luft einsog. Nach einem Moment, Arne wollte schon fragen, ob sie noch in der Leitung sei, fragte die Stimme, immer noch kühl, aber leiser: «Woher haben Sie meine Telefonnummer?» Arne signalisierte Tanja mit erhobenem Daumen, daß sie den entscheidenden Treffer gelandet hatten, und stellte das Telefon laut. «Frau Steinmann, Sie sprechen mit der Kriminalpolizei. Wir haben Ihre Telefonnummer verschlüsselt in Herrn Vogels Terminkalender gefunden. Wir müssen Sie dringend sprechen.» Schweigen am anderen Ende der Leitung. Dann sagte die Stimme: «Ich kenne keinen Steffen Vogel. Sie müssen sich geirrt haben.» Arne trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. «Wir haben bei Steffen Vogel genetisch verwertbares Material gefunden, das eindeutig von einer Frau stammt. Wenn Sie sich weigern, mit uns zu kooperieren, können wir Sie zu einem genetischen Vergleich zwingen. Möchten Sie das?» Die Stimme seufzte. «Nein.» Wieder Schweigen. «Können Sie heute vormittag zu mir kommen? Wenn Sie meine Telefonnummer haben, kennen Sie ja sicher auch meine Adresse.» Arne nickte. «In der Tat. Wir kommen gleich vorbei, die Friedrichstraße ist uns ja bekannt.»

Tanja legte sich den Gurt an. «Der Opel kennt die Strecke bald wie im Schlaf.» Arne grinste und nahm die Hände vom Lenker. «Dann brauche ich ja nichts mehr zu tun, oder?» Tanja japste: «Du Spinner, wenn das die uniformierten Kollegen sehen! Was sagst du eigentlich zu meiner Spürnase?» Arne klopfte ihr auf den Oberschenkel.

«Braves Mädchen. Gut gemacht. Ich bin gespannt, was diese Steinmann für eine Type ist.» Tanja sah ihre Notizen durch. «Wir haben sie routinemäßig auch befragt, wie alle in der Friedrichstraße. Die zwei waren ja fast Nachbarn! Kein Wunder, daß da niemandem eine fremde Person aufgefallen ist. Die Steinmann gehört ja in die Straße, da dachte sich niemand etwas, wenn sie Vogel besuchte, nehme ich einmal an. Zumal die beiden sich ja sicher tagsüber getroffen haben.» Arne runzelte die Stirn. «Lebt sie allein?» Tanja blätterte. «Nein, sie ist verheiratet. Ihr Mann war nicht zu Hause, als die Befragung lief. Wie heißt er denn ... Mensch, Arne, weißt du, mit wem die Steinmann verheiratet ist?» Arne schaute Tanja kurz an. «Na, mit Herrn Steinmann wahrscheinlich.» Tanja schüttelte den Kopf. «Du bist eben von vorgestern, Kollege. Wie es heute modern ist, hat Frau Steinmann bei der Eheschließung offenbar ihren Namen behalten. Der Gemahl heißt nicht Steinmann. Der Gemahl heißt Lobschütz.» Arne bremste und lenkte den Opel an den Straßenrand. «Das meinst du nicht ernst. Doch nicht Reiner Lobschütz?» Tanja nickte. «Doch, in der Tat. Reiner Lobschütz.» Arne piff nachdenklich. «Reiner Lobschütz, der Minister. Der ist doch bestimmt Ende 50, und die Steinmann klang ziemlich jung am Telefon.» Tanja lachte. «Falls du es noch nicht mitbekommen hast, lieber Arne, heute ist bei Ministern der Hang zur Zweit- oder Drittfrau durchaus normal. Und in der Regel suchen sich die Herren dann etwas Jüngerer und kein älteres Semester aus.» «Und manchmal», dachte Tanja, während es ihrem Herz einen Stich gab, «finden jüngere Semester ältere Herren verdammt attraktiv ...», sie seufzte. Arne merkte es nicht, er grübelte: «Wenn der Lobschütz mitbekommen

hat, daß seine Gattin ein Verhältnis mit Steffen Vogel hatte, dann wäre ihm das gewiß nicht recht gewesen.» Tanja stimmte zu. «Das könnte wohl so sein.» Arne spann den Faden weiter. «Somit hätten wir einen leibhaftigen Minister als Verdächtigen.» Tanja grinste. «Laß mich wetten: der wird bei unserem Gespräch ganz bestimmt nicht anwesend sein.» Arne schüttelte den Kopf: «Herzchen, ich wette nicht mit dir, das weißt du doch.»

\* \* \*



Das Haus in der Friedrichstraße, in dem Wiebke Steinmann und Reiner Lobschütz residierten, war offensichtlich zu repräsentativen Zwecken gebaut worden. Eine geschwungene Auffahrt führte zu einem Gebäude, das fatal an die Southfolk-Ranch erinnerte. Korinthische Säulen flankierten das Eingangsportal. Zwei Löwen aus Gußbeton lauerten rechts und links der Einfahrt und hielten lilienbesetzte Wappenschilder in den Tatzen. Die Doppelgarage war als Miniaturausgabe des Hauses gestaltet und hatte eine Größe, die anderenorts für ein kleines Reihenhäuschen gereicht hätte. Ein Porsche 911, ein Jaguar XS und ein Mercedes Cabrio parkten in ihrem komfortablen Heim. Ein rosenbewachsener Torbogen führte in den Garten. Tanja fiel die rotglitzernden Liegestühle auf, die um einen nierenförmigen Pool gruppiert waren. Reiner Lobschütz und Wiebke Steinmann schienen über großzügige finanzielle Ressourcen zu verfügen – Geschmack besaßen sie ganz offensichtlich nicht. Die Klingel schlug wohl-tönend in einem D-Dur-Akkord an. Die Hausherrin öffnete selbst. Wiebke Steinmann war eine schmale, hochgewachsene Blondine. Sie hatte ihre übershulterlangen weiß-

blonden Haare zu einer raffinierten Hochsteckfrisur à la Grace Kelly geschlungen und trug einen Hosenanzug, der nur von einer bestimmten norddeutschen Designerin in dieser einfachen und zugleich perfekten Art geschnitten sein konnte. Um den Hals lag eine Perlenkette, einziger Schmuck sonst war ihr Ehering, ein schmaler Platinreif, den sie an der linken Hand trug. Ihre leicht schräg stehenden Augen musterten die beiden Kommissare ohne sichtbare Regung. Wiebke Steinmann war dezent geschminkt. Sie hatte nur einen Hauch Make-up auf ihre helle Haut gelegt, die meergrünen Augen mit den langen Wimpern waren mit Mascara betont. Die Lippen glänzten leicht in einem zarten Rosé-Ton. Diese Frau schaffte es, daß Tanja an diesem sonnigen Sommertag spontan an den Frühling in englischen Rosengärten erinnert wurde. Wiebke Steinmann war mit Sicherheit auf den besten Schulen erzogen worden. Mit dieser Frau würde Reiner Lobschütz überall neiderfüllte Blicke ernten. Sie war ein Prachtexemplar, hochgezüchtet, exklusiv. Gewiß sprach sie mehrere Sprachen und konnte sich auf einem Empfang über jedes gewünschte Thema angemessen informiert und interessiert unterhalten. Ob es sich nun um die neueste Ausstellung moderner Kunst oder um Hochseefischen handelte – Tanja mutmaßte, daß Wiebke Steinmann der Typ Frau war, der mit einem souveränen Lächeln zu allen Sujets ein intelligentes Gespräch führen konnte und ein geistreiches Bonmot parat hatte. Eigentlich, so fand Tanja, paßte diese elegante Erscheinung nicht in das neureiche Ambiente. Dazu war sie entschieden zu kultiviert.

Was Wiebke Steinmann dachte, ließ sich noch nicht einmal erahnen. Ihr Gesicht war eine höfliche Maske, die keinerlei Rückschluß auf ihre innere Befindlichkeit zuließ.

Wiebke Steinmann bat Tanja und Arne mit einer leichten Handbewegung ihrer schlanken Finger herein. Die beiden betraten eine Eingangshalle, die, wie konnte es anders sein, mit hellem Marmor ausgelegt war. Wer auch immer dieses Haus geplant und eingerichtet hatte – er hatte nicht die Schulen von Wiebke Steinmann besucht. Neugierig betrachtete Tanja die vornehme Hausherrin. Wie hielt sie es in dieser neureichen Protzumgebung aus? Als ob sie die Gedanken Tanjas ahnen würde, fixierte Wiebke Steinmann sie einen Augenblick so, als ob sie ein unbekanntes Insekt betrachten würde. Die grünen Augen wurden für einen Moment schmal. Dann drehte sie sich um und öffnete eine Glastür, die zum Wohnbereich überleitete. Mehrere weiße Ledersofas mit Marmor-Couchtischen waren im Raum gruppiert. Über einer Sitzgruppe hing ein überlebensgroßes Portrait der Hausherrin in Öl. In einer Ecke stand ein gläserner Flügel. Tanja schauderte es. Und wieder fühlte sie sich durch einen Blick der Hausherrin ertappt. Diesmal war es ein nachdenklicher Blick. «Bitte nehmen Sie Platz.» Wiebke Steinmann wies auf eine der weißen Ledercouchs. Arne und Tanja setzten sich auf eine Seite. Wiebke Steinmann stand abwartend an der Hausbar. Tanja bemerkte ihre ausgezeichnete Haltung. Die Steinmann hatte eine natürlich wirkende Grazie, die aber das Ergebnis harten Trainings war. Tanja mutmaßte, daß ihr Gegenüber einen nicht geringen Teil ihrer Zeit in Fitnessstudios und – wie sie – joggend im Gonsenheimer Wald verbrachte. «Möchten Sie etwas trinken?» fragte Wiebke Steinmann. Tanja schüttelte den Kopf. Arne bat um ein Glas Wasser. Wiebke Steinmann öffnete die Hausbar und entnahm dem kleinen Kühlschrank eine Flasche Mineralwasser. Sie goß Arne ein Glas ein, bediente sich selbst mit einem Orangensaft und nahm

dann auf der anderen Seite des Tisches Platz. Arne holte seinen Notizblock hervor. «Wie standen Sie zu Steffen Vogel?» fragte er. Wiebke Steinmann betrachtete ihn aus ihren kühlen grünen Augen. Arne fröstelte etwas. Ihr Blick hatte etwas Sezierendes. Frau Steinmann trank einen Schluck Orangensaft. Sie ließ sich Zeit. Dann antwortete sie. «Wir kannten uns.» Schweigen. Arne und Tanja schauten sich verblüfft an. «Könnten Sie uns das genauer sagen?» fragte Arne. Wiebke Steinmann lehnte sich zurück. «Wo ist die Nachricht, die Sie für mich von Herrn Vogel haben?» fragte sie. Arne und Tanja schauten sich an. «Wir haben keine Nachricht», antwortete Arne schließlich entschlossen. Wir wußten, daß wir einem Code auf der Spur waren, und suchten die Person, die Steffen Vogel so verschlüsselt in seinem Terminkalender notiert hatte.» Wiebke Steinmann schaute ihn nachdenklich an. «Ich bin die Frau», antwortete sie schließlich. «Und sie werden mir nichts nachweisen können. Er kann mir sein Schlafzimmer und das Bad aus rein innenarchitektonischen Beweggründen gezeigt haben. Das wissen Sie ganz genau. Ich unterhalte mich mit Ihnen auf rein freiwilliger Basis. Sollten Sie sich unverschämt zeigen, sind Sie schneller draußen, als Sie denken können.» Sie lächelte schmal. Arne und Tanja lächelten nicht. Wiebke Steinmann war alles andere als das hilflose Weibchen eines bundesweit bekannten Ministers. Sie war eine hochintelligente und beherrschte Frau, die ihre Macht sehr genau kannte. Tanja überlegte. Wie konnte sie Wiebke Steinmann bewegen, mit ihnen zusammenzuarbeiten? «Ich weiß, daß wir Ihnen nur den Kontakt zu Steffen Vogel nachweisen können, mehr nicht», räumte sie ein. «Aber ich weiß, daß Sie mehr mit ihm zu tun hatten, enger mit ihm verbunden waren. Sonst hätte er sich nicht

die Mühe mit diesem komplizierten Code gemacht. Ihnen muß an diesem Mann gelegen haben. Das kann Ihnen doch nicht gleichgültig sein, daß er so grausam ermordet wurde.» Tanja verstummte. Wiebke Steinmann schaute sie abwägend an. Arne nahm die Stille im Haus wahr. Eine Wanduhr im antiquarischen Stil (oder war sie tatsächlich alt?) tickte vernehmlich, sonst war kein Laut zu hören. Die Kühle des Marmorbodens schien sich fühlbar im Raum auszubreiten. Arne merkte, wie er an diesem Sommertag kalte Füße bekam. Tanja, die ihre Jeansjacke locker über die Schultern gelegt hatte, zog sie nun an. Offenbar schien auch sie in dieser Atmosphäre zu frieren. Ob die Stimmung zwischen den Ehepartnern Steinmann-Lobschütz auch so frostig war? Wiebke Steinmann schaute Arne direkt an, es schien ihm, als ob sie seine Gedanken lesen könnte. «Ich spreche nur mit Ihnen, wenn mein Mann nichts von unserer Unterredung erfährt», sagte sie. Tanja und Arne blickten sich an. Sie wußten, daß sie einer Verdächtigen keine Versprechungen machen konnten. Doch wenn sie jetzt nicht zustimmten, würden sie aus Wiebke Steinmann keinerlei Informationen herausbekommen. «Und ich wünsche auch nicht, daß sie meinen Mann befragen», ergänzte die Steinmann. Tanja zuckte mit den Schultern. Arne nickte ihr zu. Der Minister wäre sowieso ein Problem. Wie stand es mit seiner Immunität? Sie würden eindeutige Beweise für seine Verwicklung in diesen Mordfall benötigen, um ein Gespräch mit ihm führen zu können – von einem Verhör ganz zu schweigen. Sie brauchten dringend neue Informationen, und Wiebke Steinmann konnte ihnen neue Informationen geben – allerdings offenbar nur zu ihren Bedingungen. Wiebke Steinmann wartete gelassen. Ihr war keinerlei Anspannung anzumer-

ken. Tanja beneidete sie ein wenig um ihre erstklassige Beherrschung. Wie schnell konnte sie selbst die Fassung verlieren! Wiebke Steinmann dagegen würde selbst einer Horde aufgebrachter Hells-Angels-Rocker gegenüber nichts von ihrer höflichen, disziplinierten Haltung verlieren. Sie würde sich in jeder Situation angemessen verhalten. Jetzt nippte sie an ihrem Orangensaft und wartete geduldig auf die Entscheidung ihrer Gegenüber. Arne drückte leicht sein Bein gegen Tanjas Oberschenkel, Tanja drückte leicht zurück. Sie würden die Konditionen von Wiebke Steinmann akzeptieren. «Ihr Mann wird nichts von unserer Unterhaltung erfahren», bestätigte Arne. «Und wir werden ihn auch nicht befragen, es sei denn, wir haben eindeutige Hinweise darauf, daß er Steffen Vogel ermordet hat.» Wiebke Steinmann überlegte, dann nickte sie zustimmend. Sie nahm noch einen Schluck Orangensaft, überlegte kurz, und fing dann an, Arne und Tanja von ihrer Beziehung zu Steffen Vogel zu berichten. «Selbstverständlich haben mein Mann und ich nicht aus Liebe geheiratet», sagte sie ohne eine sichtbare Gefühlsregung. «Die Liebe war mich zuvor auch teuer genug zu stehen gekommen. Ich hatte für meinen ersten Mann mit meinem Vermögen gebürgt. Als sein Unternehmen an der Börse floppte, hat er unsere Konten und, soweit es ihm möglich war, auch die Konten des Unternehmens aufgelöst und sich in die Karibik abgesetzt. Als sie ihn fünf Jahre später gefunden und festgenommen hatten, war nichts mehr von dem Geld übrig – zumindest haben sie nichts gefunden. Mein Mann hat behauptet, er hätte es verbraucht. Ich weiß, er hat irgendwo noch Reserven, aber ich weiß auch, daß ich keine Chance habe, mein Vermögen wiederzubekommen. Es ist für mich verloren. Schlimmer war aber, daß



mit seiner Flucht auch diese Liebe zerstört wurde. Ich hätte alles mit ihm gemeinsam durchgestanden: eine Insolvenz, einen Neuanfang, was auch immer, vielleicht auch eine gemeinsame Flucht, obwohl es nicht meine Art ist davonzulaufen. Daß er mich verlassen hat, zwang mich, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen: Ich war für ihn nur interessant, weil ich Geld hatte. Geliebt hat er mich nicht. Er sitzt jetzt in der JVA Butzbach, ich habe ihn nie wieder gesehen, noch nicht einmal bei dem Prozeß. Wir sind seit sechs Jahren geschieden, ich habe sofort die Scheidung eingereicht, als mir klar wurde, daß er ohne mich geflohen war und mich verlassen hatte. Finanziell war ich natürlich ruiniert. Ich hatte mein Vermögen verloren und mußte für Franks Schulden geradestehen. Schlimmer war: ich wußte, daß ich nicht mehr lieben konnte. Ich war in meiner ganzen Existenz zerstört worden. Drei Monate nach Franks Verurteilung traf ich Reiner Lobschütz auf einer Vernissage. Er sprach mich an, wir trafen uns zum Essen. Er hatte gerade seine zweite Frau verlassen, und ich entsprach seinen Vorstellungen: jung, blond, gebildet, vorzeigbar. Er machte mir in angemessener Form den Hof. Meine Vergangenheit störte ihn nicht, es gab selbstverständlich einen Ehevertrag. Ich habe ihn geheiratet, weil ich lieber in einer Villa einsam bin als in einer muffigen Zweizimmerwohnung im Frankfurter Norden. Anke, Reiners zweite Frau, hat dieses Haus eingerichtet. Es entspricht selbstverständlich nicht meinem Geschmack. Aber um es nach meinen Vorstellungen umzuformen, müßte ich es komplett abreißen, inklusive der Garage.» Wiebke Steinmann lächelte leicht, zum ersten Mal in diesem Gespräch. Es war ein Lächeln feiner Ironie. Sie trank einen Schluck Orangensaft, stand auf, ging zur Hausbar und bediente sich mit Eiswür-

fel. Dann kehrte sie wieder zu ihrem Platz zurück. «Es ist mir auch gleichgültig, wie es hier aussieht. Das ist sowieso nicht mein Zuhause. Ich wohne hier nur. Aber, wie gesagt, es ist komfortabler als der Frankfurter Norden, wo ich zuletzt gewohnt habe.» Sie schwieg einen Augenblick. Tanja und Arne warteten gespannt. Keiner von beiden hatte das Bedürfnis, Wiebke Steinmann in ihrem Bericht zu unterbrechen. «Reiner ist insgesamt nicht sehr anspruchsvoll, schließlich ist er auch nur selten zu Hause. Er möchte, daß ich mich immer zur Verfügung halte, wenn er mich braucht: für Empfänge, Einladungen und ... anderes. Aber, wie gesagt, er ist auch da nicht anspruchsvoll. Es erfordert keinerlei Anstrengung.» Wieder erschien dieses leichte, ironische Lächeln auf ihrem Gesicht. «Möchten Sie übrigens noch etwas trinken? Wollen Sie jetzt auch ein Wasser oder einen Saft?» Sie wandte sich Tanja zu. «Ja, ein Wasser, das wäre wirklich angenehm», stimmte Tanja dankbar zu, und auch Arne nickte. Wieder erhob sich Wiebke Steinmann und ging zur Hausbar. Tanja beobachtete sie. Nie würde sie diese selbstverständliche Eleganz erreichen, mit der diese Frau sich in ihrem Haus bewegte. Zwischen Tanja und Wiebke Steinmann lagen Welten, nie könnte sie, das gestand sich Tanja ein, die Kluft überwinden, die sich zwischen ihrer kleinbürgerlichen Herkunft und dieser Frau aus besten gesellschaftlichen Kreisen auftrat. Dabei war Wiebke Steinmann überhaupt nicht arrogant, dazu war sie viel zu vornehm. Sie hatte es nicht nötig, durch Arroganz eine Distanz zu ihren Mitmenschen zu schaffen. Ihre kühle Eleganz umgab sie wie eine schützende Aura, niemand käme auf die Idee, ihr ungefragt zu nahe zu treten. Es brauchte schon einen Mann vom Kaliber Reiner Lobschütz, um diese Frau anzusprechen. Reiner

Lobschütz verfügte über genügend Menschenkenntnis, um sofort zu merken, welchem Diamanten er auf dieser Vernissage begegnete, und er war brutal und machtbesessen genug, um seine Chance zu nutzen. Tanja glaubte nicht eine Sekunde daran, daß Reiner Lobschütz diese Frau liebte. Er hatte ein exquisites Dekorationsobjekt eingekauft, um das ihn jeder beneidete, und er wollte keine Liebe, sondern eine Gegenleistung für seine Investition. Tanja kam etwas ins Grübeln. Plötzlich erschien ihr die Eleganz von Wiebke Steinmann nicht mehr so beneidenswert wie vor wenigen Minuten. Und noch etwas beschäftigte sie, während sie zusah, wie Wiebke Steinmann Limetenscheiben und Eiswürfel in hohe Gläser gab und mit Mineralwasser auffüllte. Wer auch immer dieser Frank war, er war ein Idiot gewesen, die Liebe dieser Frau zu verspielen.

Wiebke Steinmann kehrte mit den frischen Gläsern an den Tisch zurück und bediente Tanja und Arne. Nachdenklich blickte sie auf ihre Gesprächspartner. «In unserer Ehe hat mich Frank sexuell außergewöhnlich verwöhnt. Er schätzte Experimente und Variantenreichtum. Reiner dagegen liebt keine Abenteuer im Bett. Es könnte sein, daß das an unserem Altersunterschied liegt, aber ich nehme an, das war bei ihm auch vor dreißig Jahren nicht anders. Auf die Dauer stellte sich bei mir ein Bedürfnis nach interessanteren Spielarten ein. Für Männer mag es einfach sein, sich einen solchen Wunsch zu erfüllen. Für Frauen, vor allem in meiner exponierten Stellung, ist das wesentlich schwieriger, zumal ich keinerlei emotionale Konsequenzen wünschte und absolute Diskretion erforderlich war. Avancen gab es natürlich viele», sie lächelte geringschätzig, «aber sie glauben gar nicht, wie schwatzhaft gerade Män-

ner sein können. Ich wollte auf gar keinen Fall ein Risiko eingehen.» Arne fragte sich beschämt, wann er das letzte Mal bei seinen Kumpels so richtig vom Leder gezogen hatte. Ob Wiebke Steinmann das ahnte, ihr war alles zuzutrauen. Er spürte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg, und drückte verzweifelt das kühle Glas an seine Wange. Aber Wiebke Steinmann schwieg, ihr Blick schien nach innen zu gehen. Dann seufzte sie. «Vor fast zwei Jahren bin ich dann Steffen Vogel begegnet. Es war im Staatstheater, ich war ohne Reiner da, er interessiert sich nicht sonderlich für Opern und hatte auch keine Zeit. Meine Freundin, sie ist Ärztin, begleitete mich. Sie kannte Steffen Vogel, er war ihr Patient gewesen, und sie stellte ihn mir vor. Ich kann Ihnen nicht erklären, wie das war, als er mich ansah. Ich kapitulierte sofort vor seinem Blick. Es war, als ob er alles von mir wüßte, jeden Winkel meiner Seele, jede verborgene Leidenschaft kennen würde. Ich zitterte so, daß ich froh war, kein Glas in der Hand zu halten. Er betrachtete mich ganz ruhig. Als meine Freundin uns kurz allein ließ, um einen Bekannten zu begrüßen, sagte er leise: «Morgen, 11.00 Uhr», und nannte seine Adresse. Ich nickte mechanisch, es kam mir vor, als sei ich aufgezogen. Am nächsten Morgen bin ich pünktlich um 11.00 Uhr zu ihm gegangen. Es war ganz einfach, wir sind ...» Sie zögerte kurz, schluckte dann. «Wir waren ja Nachbarn. Er hat mir die Tür geöffnet, er gab mir keinen Kuß, keine Umarmung. Statt dessen ging er mir voraus ins Wohnzimmer. Wir setzten uns, Steffen schaute mich prüfend an. Dann sagte er: «Ich glaube, wir wollen beide dasselbe. Ich bin allein, Sie sind es auch, obwohl Sie verheiratet sind. Ich bin mir sicher, wir werden einander gut tun. Sie müssen nur folgenden Bedingungen zustimmen: Keine Sentimentalitä-

ten, keine Anrufe, keine Briefe und vor allem: keine Liebe! Wir stimmen jetzt die Termine für das nächste halbe Jahr ab, beim letzten Treffen verabreden wir uns neu. Wenn Sie nicht kommen, weiß ich, daß Sie keinen Kontakt mehr wünschen. Das wäre völlig in Ordnung, ich werde mich in keinem Fall mit Ihnen in Verbindung setzen.» Dann schwieg er. Ich stimmte sofort zu. Er sah mich nachdenklich an. Dann nickte auch er und ging mir voraus ins Schlafzimmer.» Wiebke Steinmann schwieg. «Und mit Ihren Vereinbarungen, das hat geklappt?» fragte Tanja ungläubig. Wiebke Steinmann sah sie aufmerksam an. «Ja, das hat geklappt. Ich habe niemandem von diesen Treffen erzählt, ich habe ihn nicht angerufen und ihm keine Briefe geschickt. Wenn wir uns zufällig begegnet sind, auf der Straße, in der Oper, in der Stadt, dann hat er mir wie einer flüchtigen Bekannten zugenickt. Ich bin keinen Augenblick auf die Idee gekommen, mich bei ihm zu melden, weil er immer zuverlässig war. Er notierte sich unsere Treffen mit einem Codewort im Kalender, ich hatte sie im Kopf.» Wieder erschien dieses rätselhafte Lächeln auf ihrem Gesicht. «Es gab für mich nichts Wichtigeres, da war es leicht, sich die Daten zu merken.» Arne hakte nach. «Meinen Sie, Ihr Mann könnte etwas von diesen Treffen geahnt haben?» Wiebke Steinmann schüttelte den Kopf. «Das ist ganz unmöglich. Wir haben Zeiten gewählt, in denen er mit Sicherheit nicht zu Hause sein konnte, wir haben uns nur bei ihm getroffen, unsere Putzhilfe kannte Steffen gar nicht. Und Steffens Putzfrau kam nicht jeden Tag. Wenn ich erst einmal auf dem Grundstück war, hätte ich mich nackt ausziehen können, kein Nachbar hätte es sehen können, so dicht sind die Hecken.» Arne und Tanja nickten, sie hatten es ja selbst in Augenschein genommen. «Aber ange-

nommen, Ihr Mann hätte von Ihrer Beziehung Kenntnis gewonnen, hätte sie beobachten lassen, wie hätte er reagiert?» Wiebke Steinmann runzelte die Stirn. «Selbst wenn er mich hätte beobachten lassen, was wäre anderes festzustellen gewesen, als daß ich einmal im Monat einen Nachbarn in der Friedrichstraße besuche? Wir hatten uns aber auch für diesen Fall abgesichert. Ich habe ja Kunstgeschichte studiert, und offiziell hatte Steffen mich gebeten, seine Sammlung Meißner Porzellan zu katalogisieren. Aber Reiner hat nie gefragt, ich habe mich ihm gegenüber auch nicht anders verhalten, er hatte also gar keinen Grund, mißtrauisch zu sein.» Arne insistierte: «Aber wenn er es erfahren hätte, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen, die Sie getroffen haben?» Unwillig schüttelte Wiebke Steinmann den Kopf. «Er hat es nicht erfahren.» Dann zögerte sie. «Wenn er es erfahren hätte – dann weiß ich nicht, wie er reagiert hätte. Er ist es nicht gewöhnt zu verlieren. Die Konsequenzen für mich wären gewiß alles andere als angenehm gewesen. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, daß Reiner lange gewartet hätte, wenn er von Steffen und mir erfahren hätte. Er hätte mich umgehend aus dem Haus geworfen.» Tanja nagte an ihrer Kulispitze. «Können Sie sich vorstellen, daß Ihr Mann sich in so einer Situation hätte rächen wollen?» Wiebke Steinmann runzelte die Stirn. «Das könnte sein, aber Reiner denkt immer in politischen Koordinaten. Ein Mord ist nicht gerade förderlich für die Karriere und in der Parteizentrale alles andere als gern gesehen. Nein, ich glaube, Reiner hätte mich aus dem Haus gejagt und fertig.» Arne schaute sie grübelnd an: «Wieso haben Sie sich eigentlich auf dieses riskante Spiel eingelassen? Gut, Ihre Bedürfnisse wurden nicht ganz befriedigt, aber Sie haben doch einiges in Kauf genommen,

um diesen Lebensstandard zu gewinnen. Wieso haben Sie Ihre komfortable Situation gefährdet?» Wiebke Steinmann schaute Arne an. Wieder lächelte sie ihr rätselhaftes Lächeln. «Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Anders kann ich Ihnen das nicht erklären. Steffen Vogel war die inkarnierte Versuchung, jedenfalls für mich. Ich bin sonst eher kühl und überlegt und neige zu allem anderen als zu übereilten Entscheidungen. Wenn Steffen mir gesagt hätte, ich solle ihn um 13.00 Uhr in Lissabon auf dem Flughafen an Schalter 150 treffen oder um 17.00 in Nikosia – ich wäre hingeflogen. Ich hätte gewußt, er ist da. Ich bin nicht schwindelfrei, aber wenn er gesagt hätte: «Spring von diesem Turm» – ich hätte es getan und gewußt: Er wird sich etwas dabei gedacht haben. Er brachte mich an Grenzen und darüber hinaus, in jeder Beziehung. Ich habe ja schon gesagt, es war, als ob er mir in die Seele schauen könnte und ausprobieren wollte, wie weit ich gehen würde. So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht erlebt und werde es wohl auch nie wieder erleben.» Wiebke Steinmann trank ihr Glas aus. «Sie entschuldigen mich jetzt bitte, ich habe noch einen Termin. Können wir das Gespräch jetzt beenden?» Tanja und Arne nickten. Alles war gesagt. Sie leerten ihre Gläser aus und standen auf. Plötzlich schien es, als ob Wiebke Steinmann sich einen Ruck geben würde. Sie schaute die beiden Kommissare an: «Sollte mein Mann doch wider alles Erwarten hinter diesem Mord stecken, dann werde ich es herausfinden und Ihnen persönlich die Beweise übermitteln. Das verspreche ich Ihnen. Denn in einem habe ich die Vereinbarungen mit Steffen Vogel nicht eingehalten. Ich habe ihn geliebt.» Wiebke Steinmann lächelte nicht mehr. Sie geleitete Tanja und Arne schweigend zum Ausgang und schloß nach-

drücklich die Tür hinter ihnen. Der weiße Kies knirschte vernehmlich unter ihren Sohlen, als sie zum Tor gingen. Tanja schien es, als hätten die Löwen plötzlich einen höhnischen Zug um den Mund.



\* \* \*

«Etwas mulmig ist mir schon», sagte Arne, als sie gemeinsam in dem alten Opel zurückfuhren. «Warum denn?» fragte Tanja geistesabwesend, sie war in Gedanken noch ganz bei dem Gespräch mit dieser merkwürdigen Frau. «Jetzt haben wir zwei Personen, die neben uns nach dem Mörder von Steffen Vogel suchen, und ich habe das eigenartige Gefühl, als ob einer von ihnen vor uns am Ziel sein könnte.» Arnes Worte trafen Tanja wie eine Faust in den Magen. «Schau mal, wie brutal sie hier die Hochhäuser hingeklotzt haben», sagte sie mit Blick auf die «Skyline», an der sie gerade vorbeifuhren. Ihre Stimme krächzte, sie markierte einen kleinen Hustenanfall. Arne sollte auf keinen Fall merken, daß sie Tränen in den Augen hatte. Er hatte ausgesprochen, was sie die ganze Zeit befürchtet hatte: Jacobi könnte den Mörder vor ihnen entdecken und sich in Lebensgefahr befinden. «Von außen sind sie nicht gerade schön», meinte Arne zu den Hochhäusern, «aber innen sind sie gar nicht schlecht. Ich hatte mal eine Freundin, die wohnte in einer Maisonette-Wohnung in der Elsa-Brändström-Straße 8. Beim Frühstück hatten wir einen Superblick über den Rhein bis weit in den Taunus hinein. Die Aussicht habe ich später mehr vermißt als die Frau.» «Du bist und bleibst ein Chauvi, Arne», lachte Tanja. Sie war froh, daß er offenbar nichts von ihrer Gefühlsregung gemerkt hatte. Dann wurde sie wieder ernst. «Dieser Stef-



fen Vogel ist wirklich ein unheimlicher Mensch gewesen. Ich bin froh, daß ich ihm nicht begegnet bin. Wer weiß, wozu er mich gebracht hätte. Ich habe so ein Gefühl, als ob die Menschen, die ihm begegnet sind, sich selbst durch ihn auf eine so umstürzende Art kennengelernt haben, daß sie sich ganz fremd geworden sind.» Arne grunzte. «Ich wußte gar nicht, daß du so tiefsinnig sein kannst, Tanja. Du könntest direkt anfangen, Theologie zu studieren. Am Ende färben die Joggingtouren mit Susanne auf dich ab. Aua!» Er rieb sich den Arm dort, wohin Tanja ihn ziemlich fest geboxt hatte. «Such dir doch mal 'ne andere Stelle aus, da war noch der blaue Fleck von deinem letzten Übergriff. Übrigens, hast du während unseres Gesprächs mit dieser arktischen Lady daran gedacht, daß auch Sie es gewesen sein könnte, die Vogel den finalen Kick gegeben hat?» Tanja schreckte aus ihren Gedanken auf. «Wieso denn das? Sie hat ihn doch geliebt, sagte sie. Und ich habe ihr geglaubt.» Arne nickte. «Ich auch. Eine Frau, deren Liebe nicht erwidert wird, ist gefährlicher als ein hungriger Tiger. – Indisches Sprichwort», ergänzte Arne auf Tanjas verwirrten Blick hin. «Im Ernst – wenn dieser lebende Kühlschranks entflammt wird und es gibt keine Gegenliebe, dann möchte ich nicht wissen, zu was sie fähig ist. Und – hat sie gesagt, daß Steffen Vogel sie zurückgeliebt hat? Sie hat es nicht gesagt. Sie braucht es auch nicht zu sagen. Ich weiß, daß er niemanden geliebt hat. Und ich weiß, daß sie darunter gelitten hat wie ein zu Tode verletztes Tier.»

\* \* \*

Urs Bernhardt hatte sich am Telefon die Traueransprache für Steffen Vogel vorlesen lassen. Wie versprochen hatte

Susanne ihn angerufen und lange von den bewegenden Ereignissen erzählt. Urs Bernhardt freute sich, daß er mit seinen Gedanken Susanne hatte weiterhelfen können. «Können Sie mich auch beerdigen, Frau Hertz?» meinte er scherzend. «Ich möchte das testamentarisch festlegen, bei Ihnen wüßte ich mich in guten Händen, bei jemand anderem müßte ich am Ende empört aus dem Sarg springen.» Urs lachte. Sie hörte, wie er beim Telefonieren im Raum hin- und herging. Ruhig sitzen bleiben konnte dieser Mann wirklich nicht. Im Hintergrund hörte sie die Klänge einer Verdi-Oper, sie konnte sich gut vorstellen, wie Urs Bernhardt zum Klang der Musik um die Bücherstapel herumtänzelte. Jetzt raschelte es, wahrscheinlich suchte er nebenher eine Notiz auf seinem chaotischen Schreibtisch. Susanne fragte sich, wie ein Mensch in einer Atmosphäre, die an den Zustand der Welt vor dem Schöpfungsakt erinnerte, nur einen kreativen Gedanken zusammenbrachte. «Übrigens hat mich Ihr Steffen Vogel an Adrian Leverkühn erinnert, Sie wissen schon!» erzählte Urs gerade begeistert. Susanne wußte überhaupt nichts, nahm aber an, daß Urs bestimmt einen genialen Gedanken hatte. Adrian Leverkühn, das war doch eine Figur von Thomas Mann, oder? Wenn sie etwas lästig fand an Urs Bernhardt, dann war es, daß sie sich im Gespräch mit diesem Mann immer so schrecklich ungebildet fand. «Sie wissen schon» – von wegen! Susanne nahm sich zum wiederholten Mal vor, im nächsten Urlaub ihre Bildung aufzufrischen und zumindest einige Standardwerke der Weltliteratur durchzuackern. Urs plauderte unbekümmert weiter. «Nun, Adrian Leverkühn ist doch auch ein ganz kühler Mensch. Er studiert Theologie, um seinen Hochmut zu zügeln, dann wird er Komponist und hält schließlich seine Syphilis für

einen Teufelspakt. Am Schluß schickt er einen Freund in den Tod, jedenfalls bildet Leverkühn sich das ein. Denken Sie da nicht auch sofort an Steffen Vogel?» Susanne hatte Mühe, das auf die Schnelle zu verstehen, wollte sich aber keine Blöße in Sachen Bildung geben und fürchtete einen erneuten Wortschwall Bernhardts. Der fuhr aber schon munter fort: «Vogel ist bestimmt ermordet worden, weil er ein Typ à la Leverkühn war. *Doktor Faustus* ist überhaupt einer der stärksten Texte von Thomas Mann.» («*Doktor Faustus, das war's!*», dachte Susanne.) Hoffentlich gelingt es der Polizei bald, den Mörder zu finden. Der muß doch auch darunter leiden, daß er diese Tat begangen hat?» Susanne zweifelte im stillen daran, daß ein Mitglied der Chinesenmafia sich schlaflos in den Kissen wälzte, nur weil er Steffen Vogel zerteilt hatte. Das war schließlich deren Beruf als Chinesenmafiosi – oder war sie da zu ahnungs- und herzlos? Urs sprach fröhlich weiter: «Apropos Leiden, ich bin morgen zu einem Vortrag in Mainz eingeladen und habe noch keine Zeile. Immerhin weiß ich so ungefähr, was ich sagen will, das ist doch schon was. («Es wird den anderen schon reichen», schmunzelte Susanne im stillen.) Ich wäre Ihnen dankbar, liebe Frau Hertz, wenn ich mich vor dem Vortrag bei Ihnen mit einer Tasse Kaffee stärken könnte und wir uns bei dieser Gelegenheit wieder persönlich in die Augen schauen können. Nach dem Vortrag muß ich mit den Kollegen Essen gehen, da habe ich leider keine Zeit. Aber vorher, das wäre doch schön. Beschreiben Sie mir doch mal, wie ich vom Bahnhof zu Ihnen komme.» Urs Bernhardt hatte natürlich keinen Führerschein. «Zuerst hatte ich kein Geld, und dann hat meine Schwester gesagt, ich solle endlich den Führerschein machen, damit sie die erste Prüfung erleben könne, bei der

ich durchfiel. Na, darauf hatte ich auch keine Lust. Und so habe ich bis heute keine Lizenz zum Tanken.» Susanne war dafür auch ganz dankbar, denn sie konnte sich den quirligen Wissenschaftler nur als Dauergefahr für den Straßenverkehr vorstellen. Sie erläuterte Urs den Weg zu ihrer Wohnung in der Altstadt und freute sich, ihn wiederzusehen. Ob es ihr bis morgen wohl gelingen würde, wenigstens einige Zeilen Thomas Mann zu lesen?



\* \* \*

*Wieso konnte Haß so schnell in sich zusammensinken wie ein Mensch, der gerade den Todesstoß empfangen hatte. In einem Moment glühend, heiß, bohrend, und im nächsten Moment kraftlos und leer und schal. Wenn nicht alles so schrecklich wäre, könnte man darüber lachen. Der Haß war offensichtlich ein Kind des Teufels. Er gaukelte Befriedigung vor, versprach die innere Ruhe. Wie schön wäre es, log der Haß, wie befriedigend, sich zu rächen, zurückzuzahlen, für alle Gemeinheiten und Verletzungen die Rechnung zu präsentieren: Jetzt ist Zahntag! Er wird sich winden, flüsterte der Lügner Haß mit heiserer Stimme, er wird alles verstehen und sich schämen und wird verstehen, was er alles angerichtet hat. Und er wird wimmern und um Verzeihung bitten. Und du kannst dich zurücklehnen und endlich tief durchatmen. Eine Lüge war das. Der Haß hatte getäuscht. Jetzt war alles schlimmer als zuvor. Der Haß war wie eine leere Hülle in sich zusammengesunken, so wie der Mensch, der vom Täter zum Opfer wurde, in sich zusammengesunken war. Zurück blieb: die Stimme, der Vorwurf. «Warum? Warum ich? Gab es keine andere Lösung? Ich will leben!» Doch er lebte*

*nicht mehr. Und sein Tod hatte wie ein schwarzes Loch alles Leben aufgesogen. Denn: Leben kann man es nicht nennen, was seit diesem Abend möglich ist. Das ist kein Leben mehr. Das ist Quälerei, Folter, kaum noch Existenz zu nennen. Wenn jetzt einer käme, der das Opfer rächen wollte? Es wäre eine Erlösung, das Ende des Elends. Doch es kommt keiner. Niemand scheint die Stimme zu hören, niemand erkennt das Elend, die Hoffnungslosigkeit. Niemand erbarmt sich.*

\* \* \*

«Er sucht nach dem Mörder.» Arne trommelte mit den Fingern einen Tusch auf den Schreibtisch. «Wir hören sein Telefon ab, ich bin mir ziemlich sicher, er ahnt das, aber er macht kein Hehl aus seinen Bemühungen. Er spricht verschlüsselt, aber es ist klar, daß er alte Kontakte reaktiviert.» Tanja biß sich auf die Unterlippe. «Wen ruft er an?» fragte sie. «Das sind alles ausländische Handynummern. Es wird mindestens eine Woche dauern, bis wir herausgefunden haben, wer hinter den Nummern steckt, wenn wir es überhaupt rauskriegen. Ich wette mal, die Hälfte gehört Leuten von der CIA. Er fragt immer nach einer Person, es könnte aber auch eine Gruppe sein. Er fragt nach Salomon, aber, wie gesagt, das ist bestimmt ein Deckname. Und da er sich überhaupt keine Mühe macht, uns auszutricksen, sehe ich unsere Chancen, diesen Code zu knacken, im Bereich von unter 0,1 Prozent.» Tanja seufzte. «Glaubst du, er ist in Gefahr?» Arne zuckte mit den Schultern. «Jemand wie Jacobi lebt, glaube ich, immer gefährlich. Aber im Moment dürfte es schon brenzlich sein. Ich telefoniere zwar nicht täglich mit der CIA, aber ich glaube, solche Telefonate sind

nicht unbedingt gesundheitsfördernd.» Tanja sprang auf. «Wir müssen ihn daran hindern!» schrie sie. Arne schaute irritiert. «Spinnt du? Seit wann ist in der BRD telefonieren verboten? Jacobi bewegt sich völlig im legalen Bereich, jedenfalls soweit wir das verfolgen können. Es war schon schwer genug, den Antrag auf Überwachung seines Telefons durchzukriegen, mehr ist überhaupt nicht drin. Und ich glaube auch nicht, daß wir seine Anschlüsse noch lange überwachen können. Warum regt dich eigentlich die ganze Sache so auf? Der Mann ist erwachsen, wenn er unbedingt russisches Geheimdienst-Roulett spielen möchte, dann ist das doch seine Sache! Und wenn er uns auf die Spur unseres Mörders bringt, dann um so besser! Schließlich hat er die Kontakte, nicht wir.» Tanja stand immer noch mitten im Raum, sie fühlte sich wie eingefroren, völlig bewegungsunfähig. Arne starrte sie beunruhigt an. Sie spürte, wie sie rot wurde. «Du hast ja recht», sagte sie lahm und nahm vorsichtig wieder Platz. Möglicherweise könnten ihre Beine abbrechen oder ihre Arme. Sie hatte nicht mehr den Eindruck, Herrin über ihren Körper zu sein. «Und Wiebke Steinmann?» fragte sie, um irgend etwas zu sagen und von Jacobi abzulenken, sie konnte es gerade nicht noch einmal ertragen, seinen Namen zu hören, geschweige denn auszusprechen. «Die telefoniert auch», antwortete Arne. «Aber das weiß ich von ihr und nicht, weil wir ihr Telefon abhören, um die Genehmigung hab ich erst gar nicht nachgefragt.» Er lachte unfroh. «Den Anschluß des Ministers abhören, ich kann mir richtig vorstellen, was der Richter zu dem Antrag gesagt hätte. Aber es ist auch nicht nötig. Die eiskalte Lady ruft brav selbst an und fragt nach Neuigkeiten. Ihr Gatte ist allerdings aus dem Rennen. Zur fraglichen Zeit war er in Ruanda und hat sich über die ört-

lichen Fortschritte in Sachen Demokratie informiert. Er hätte natürlich auch einen Schergen anheuern und die schmutzige Arbeit für ihn erledigen lassen können, und Ruanda war dann das willkommene Alibi, aber obwohl ich Lobschütz nicht leiden kann: das kommt mir doch zu unwahrscheinlich vor. Und der Gattin auch, denn sie ruft nicht an, um den Ehemann ans Messer zu liefern, sondern um als erste zu erfahren, wenn wir den Mörder ihres Liebsten fassen. Wahrscheinlich möchte sie ihn unmittelbar schockfrostern.» «Sehr geschmackvoll, Arne.» – «Wieso? Ach ja, Vogel war ja auch eingefroren. Okay, dann eben nicht schockfrostern. Obwohl es bei ihr reichen müßte, daß sie den Täter mit ihren grünen Augen anschaut.» «Arne, du bist ekelhaft», sagte Tanja. «Und dir kann man heute überhaupt nichts recht machen», entgegnete Arne beleidigt. «Weißt du was, du kannst jemand anders mit deiner schlechten Laune nerven.» Wütend stand er auf und knallte vernehmlich die Tür hinter sich zu. «Blöder Affe!» sagte Tanja laut, aber sie wußte, daß Arne recht hatte. Sie war wirklich schlecht gelaunt und unerträglich. Aber was sollte sie machen? Die Sorge um Jacobi nagte an ihr, sie hatte seit zwei Tagen nichts Richtiges mehr gegessen, ihr war ständig schlecht, und wenn sie versuchte, feste Nahrung zu sich zu nehmen, mußte sie sich fast unmittelbar erbrechen. Sie spürte, daß sie am Ende ihrer Kräfte war.

\* \* \*

Susanne betrat «ihren» Friseursalon in Frankfurt. Die Angestellte an der Rezeption nickte ihr freundlich zu und griff gleich nach ihrer Kundenkarte, ohne daß Susanne ihren Namen hätte nennen müssen. Marc eilte ihr entge-

gen. «Ah, da ist ja meine Lieblingspfarrerin!» Er gab ihr einen freundschaftlichen Kuß auf die Wange und geleitete sie zu ihrem Platz. «Was machen die Schäfchen?» Er grinste schelmisch. «Und was kann ich für dich tun?» Prüfend blickte er auf ihr Haar, es war wirklich wieder Zeit für einen vernünftigen Schnitt. Susanne betrachtete unglücklich ihr Konterfei im Spiegel. «Kannst du mich blond färben? Und meinst du, die Länge reicht für eine Dauerwelle?» Marc schüttelte bedenklich sein Haupt. Heute hatte er ein schwarzes T-Shirt an, auf dem mit großen Blockbuchstaben «DENKEN HILFT» stand. Es spannte etwas am Bauch. Marc war der Ansicht, es gäbe Wichtigeres im Leben als einen Waschbrettbauch. Seine hellblauen Augen blitzten intelligent, die strubbeligen Haare waren weißblond gefärbt und der Bart wucherte, wie der Herrgott ihn hatte wachsen lassen. Marc war kein Fan von Rasierapparaten. An den Füßen trug er quietschgrüne Sneakers. «Vielleicht blond mit Strähnchen?» Susanne schaute Marc bittend an. Marc legte Susanne bedächtig die Hand auf die Schulter. «Wenn du blond werden willst, mit Strähnchen und Dauerwelle, dann muß ich dich leider an eine Kollegin oder einen anderen Salon verweisen. Von mir bekommst du das nicht.» Susanne wurde trotzig. «Warum denn nicht? Du bist ja auch blond gefärbt.» Marc nickte zustimmend. «Aber mir steht das auch. Dir nicht. Du bist nicht blond, Susanne. Und ich werde dich auch nicht blondieren. Ganz bestimmt nicht. Wenn du Liebeskummer hast, dann agiere den anders aus. Geh gut essen, mach eine Fahrradtour, schau dir einen Kinofilm an, such dir einen neuen Lover. Was du willst. Aber werde nicht blond.» Marc verschränkte seine Arme. Zu Blond, das signalisierte seine Körperhaltung überdeutlich, würde er jedenfalls keinen



Beitrag leisten. Susanne kaute auf ihrer Unterlippe herum. «Wie kommst du darauf, daß ich Liebeskummer habe?» fragte sie. «Weil nur Frauen mit Liebeskummer sich die Haare in der völlig falschen Farbe färben lassen wollen. Das ist wie ein genetischer Defekt. Ich habe mir sagen lassen, daß es gewissenlose Friseure gibt, die ihnen diese Wünsche erfüllen. Ich jedenfalls zähle nicht zu diesen skrupellosen Geschäftemachern. Von mir bekommst du kein Blond. Und schon gar keine Dauerwelle.» Marc rümpfte die Nase. Dann griff er routiniert in Susannes Haare und drapierte sie in verschiedene Richtungen. «Was hältst du statt dessen von der neuen Linie? Die würde dir gut stehen, dafür hast du genau die richtige Länge. Bei dir kommt das frech und witzig rüber, glaub mir. Wenn du unbedingt etwas neue Farbe haben willst, dann mische ich dir eine schöne Tönung, allerdings in einer Farbe, die zu dir paßt. Vertrau mir einfach. Und vorher», er schmunzelte, «verpasse ich dir eine Kopfmassage gegen deine trüben Gedanken.» «Überzeugt», seufzte Susanne und lehnte sich wohligh gegen Marcs breite Brust, während dessen kundige Finger ihre Kopfhaut massierten und so manchen trüben Gedanken verscheuchten. Zwei Stunden später schaute Susanne richtig glücklich in den Spiegel. Marc hatte eine schöne Tönung ausgesucht, die ihr Haar zum Leuchten brachte. Am Schnitt ihrer Haare konnte sie sich gar nicht satt sehen, zufrieden wendete sie ihren Kopf hin und her. Marc grinste triumphierend. «Du brauchst gar nichts zu sagen, Marc, du hast ja recht gehabt.» Susanne lachte. «Und wenn diese Frisur meinem Liebsten nicht gefällt, dann kann ich ihm auch nicht helfen.» Marc nickte zustimmend. «Du siehst toll aus, Susanne. Und wenn du noch mal blond werden willst, dann setz dich einfach in eine Ecke und warte,

bis der Anfall vorüber ist.» Susanne kicherte. «Oder ich komme zu dir. Männer kommen und gehen, du bleibst mir treu.» Marc gab ihr ein Küßchen zum Abschied. «So ist es, Lieblingspfarrerin. Bis bald!»



\* \* \*

«Peter und Paul haben mir richtig Lust auf eigenen Nachwuchs gemacht. Es war so schön mit ihnen, die zwei Racker haben mich auf andere Gedanken gebracht. Was meinst du, mein Schatz, sollen wir zwei nicht einen Erben für den Schwalbacher Hof zeugen?» Die beiden hatten sich den Luxus eines kurzen Mittagsschlafs gegönnt. «Muß das heute sein? Bestehen Frau Pfarrer auf sofortigem Vollzug, oder hat es Zeit bis nach dem Tee?» Jens gähnte, gab Susanne einen Kuß auf die Nase und wuschelte durch ihre neue Frisur. Marcs Kreation hatte seine volle Zustimmung gefunden. («Blond? Spinnst du? Du wolltest blond werden? Ich werde deinem Marc noch persönlich danken!») «Von wegen nach dem Tee», Susanne war schon aus dem Bett gesprungen. «Ich bin viel zu spät dran, in zwei Stunden kommt Urs Bernhardt, und vorher muß ich die Konfirmationsurkunde von Steffen Vogel noch seinem Neffen zurückbringen.» Jens blinzelte schläfrig aus dem Kissen. «Was denn für eine Konfirmationsurkunde?» Susanne lief nach nebenan in ihr Arbeitszimmer, kam mit der gerahmten Urkunde zurück. «Na, dieses Prachtexemplar. Früher war da meist noch der gute Hirte abgebildet», erläuterte Susanne. «Bei Vogel ist es das Bild seiner Konfirmationskirche. Immerhin, er hat die Urkunde aufbewahrt. Und über seinen Konfirmationsspruch habe ich auch bei seiner Trauerfeier gepredigt.» Jens nahm den Bilderrahmen neu-

gierig in die Hand. «Und führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Bösen. (Matthäusevangelium) Zur Erinnerung an den Tag Deiner Konfirmation am 15. Mai 1966. Pfarrer Arndt Bökelmann», las er laut vor. «Heißt das nicht eigentlich: Führe *uns* nicht in Versuchung?» Susanne stimmte zu. «Eigentlich schon. Aber ich nehme an, Pfarrer Bökelmann wollte es für Steffen persönlicher formulieren, es sollte ja sein Konfirmationspruch sein. Ich frage mich, ob er sich oft mit seinem Spruch auseinandergesetzt hat. Und was Pfarrer Bökelmann 1966 bewegt hat, dem jungen Steffen ausgerechnet dieses Wort aus dem Vater Unser auszusuchen. Damals war es bestimmt noch so, daß der Pfarrer den Spruch ausgesucht hat. Heute lassen die Kollegen häufig die Konfirmandinnen und Konfirmanden ihren Spruch selbst aussuchen. Das hat auch seine Vorteile. Wenn ich zum Beispiel an den schrecklichen Pfarrer denke, der mich konfirmiert hat.» Jens räkelte sich. «Was war denn mit dem?» fragte er. Susanne schüttelte sich bei der Erinnerung. «Ein furchtbar selbstgerechter und schrecklicher Mensch, komplett unsensibel. Mir glaubt es ja keiner, aber es war wirklich so. Eine Mitkonfirmandin war bei der Konfirmation schwanger, schon im sechsten Monat, man sah es deutlich, sie erwartete Zwillinge. Das arme Kind. Damals fand ich sie sehr unsympathisch, heute denke ich, sie war einfach unglücklich und verwaist. Und ich sehe sie noch deutlich vor mir, wie sie mit ihrem dicken Bauch mühsam auf der Konfirmationsbank kniet und mein Konfirmator in seiner kreischenden Tonlage verkündet: ›Petra, dein Konfirmationspruch steht im Buch der Sprüche: Wenn dich die bösen Buben locken, folge nicht.‹ Alle in der Kirche hielten sich die Hand vor den Mund, es war, als ob der

ganze Raum bebte vor unterdrücktem Lachen. Und vorne quälte sich die arme Petra von der Kniebank hoch, um diesen bescheuerten Spruch entgegenzunehmen, knallrot im Gesicht. Du siehst, es gibt passende und unpassende Sprüche, und manche, die passen und trotzdem völlig unpassend sind.» Jens prustete: «Die arme Petra. Den Spruch hätte er ihr sieben Monate vorher geben müssen. Falscher Zeitpunkt. Was war eigentlich dein Konfirmationsspruch?» erkundigte er sich neugierig. Susanne mußte nicht lange überlegen: «Fürchte dich nicht, sei aufrecht und sei stark. Manchmal hat mich das mit der Stärke auch überfordert, meistens fand ich dieses Pauluswort sehr tröstlich. Es hat mir immer sehr geholfen. Ich hatte mehr Glück als Petra. Aber bei mir haben es auch meine Eltern ausgesucht und sich beim Pfarrer durchgesetzt, daß ich diesen Konfirmationsspruch bekommen habe. Wie sie das geschafft haben, frage ich mich noch heute. Wer weiß, mit welchem Spruch ich durchs Leben traben müßte, wenn dieser Idiot ihn ausgesucht hätte. Irgendwie finde ich es schon wichtig, welchen Konfirmationsspruch man hat. Gibst du mir die Urkunde wieder?» Jens reckte sich, um Susanne die Urkunde zu geben. Dabei rutschte ihm die Urkunde aus der Hand, fiel auf den Boden. «Oh, Mist.» Beide bückten sich. Die Metallklammern auf der Rückseite des Bildes hatten sich gelöst. Der Pappdeckel war verrutscht. «Wie ärgerlich, und wie gut, daß das Glas nicht zersplittert ist. Warte mal, ich richte es schon wieder.» Susanne versuchte, den Pappdeckel wieder an seinen Platz zu bringen. «Das klemmt irgendwie, da steckt doch noch was hinter der Urkunde.» Susanne entfernte neugierig den Pappdeckel, ein mehrfach zusammengelegtes Papier fiel ihr entgegen. «Was ist denn das?» Susanne entfaltete das Blatt. «Schuld-

schein», las sie laut vor, «Hiermit bestätige ich, daß ich von Steffen Vogel 300 000 Euro geliehen und ihm die Summe nach Aufforderung binnen eines Monats zurückzuzahlen habe. Jens Maistrom.» Susanne ließ das Blatt sinken und blickte Jens entsetzt an. «Du hast dir von Vogel 300 000 Euro geliehen, das sind ja 600 000 Mark. Was soll das denn heißen, warum hast du mir das nie erzählt?» Jens war aus dem Bett gesprungen. «Gib das her», seine Augen funkelten. Susanne wich vor Jens zurück, sie drückte das Blatt an ihre Brust. «Gib das her, verdammt noch mal», er versuchte, ihr das Papier aus der Hand zu winden. Susanne hielt den Schuldschein schützend hinter ihrem Rücken, sie stand jetzt direkt vor dem Schlafzimmerschrank. Jens war dicht vor ihr, drückte sie brutal gegen das Möbel. «Laß mich los!» schrie sie. «Gib das her», brüllte er, seine Augen brannten, er versuchte, ihr den Arm herumzudrehen. Susanne schrie vor Schmerz. Plötzlich dämmerte es ihr. «Du bist es gewesen, du hast Steffen Vogel umgebracht», flüsterte sie. Jens ging einen Schritt zurück, sie holte Luft und rieb sich den schmerzenden Arm, ohne die Urkunde aus der Hand zu legen. «Aber warum? Warum, Jens?» Es war, als ob alle Energie aus ihm weichen würde. Er ließ sich auf das Bett sinken, schlug die Hände vor sein Gesicht. «Du hast ihn umgebracht», stellte sie fassungslos fest. «Wegen 300 000 Euro?» Jens begann zu weinen. Seine Tränen liefen ihm die Wangen herunter, tropften durch die Hände, fielen auf den Boden. «Der Schwalbacher Hof», schluchzte er, «er wollte ihn nicht mehr. Er wollte weg nach Thailand, ihm war alles egal, ich, der Schwalbacher Hof, er wollte nur sein Geld wiederhaben und ab nach Bangkok. Ich hab geweint und gebettelt, aber ihn hat das überhaupt nicht berührt. Ich hab ihm gedroht, daß ich dem *Amuse Gueule*

alles erzähle, aber das war ihm auch egal. Und plötzlich hatte ich diese Flasche in der Hand und hab nur noch zugeschlagen. Der Schwalbacher Hof, alle Jahre, die ich geschuftet habe.» Jens blickte auf, sein Blick veränderte sich, seine Stimme klang schneidend. «Der Schwalbacher Hof, den darf mir keiner nehmen, auch du nicht!» Langsam stand er auf, Susanne starrte ihn wie paralysiert an. «Gib mir den Schein!» Er legte seine Hände um ihren Hals und begann zuzudrücken. Speichel lief ihm aus dem Mundwinkel, sein Blick war stier auf Susanne gerichtet. Endlich begann sie, sich zu wehren. Sie versuchte, sich ihm zu entwinden, riß an seinen Händen, packte seine Arme. Die Todesangst verließ ihr Kraft, aber sie spürte, wie ihr die Luft ausging und ihr Blut im Kopf kochte. In Sekundenbruchteilen zog ihr ganzes Leben an ihr vorbei, der erste Schultag, Ferien mit Mama und Papa, Streit und Spiel mit Sven, Paris im Frühling, das Seminar mit Urs, das erste Rendezvous mit Jens, die Hähne an den Platanen, die angenagelte Hand. Sie spürte, wie sie ohnmächtig wurde. Im Fallen riß sie Jens mit sich. Er lag auf ihr, würgte sie mit unnachgiebiger Härte, ihre Hände tasteten im Todeskampf zur Seite und fühlten etwas Wildleder-Weiches – ihre Bamberger Lieblingsstiletto mit dem Stahlabsatz. Susanne griff nach ihrem rechten Schuh und schlug zu, und schlug und schlug und schlug auch dann noch, als Jens Maistrom blutend über ihr lag und sich nicht mehr rührte.

\* \* \*

«Steffen Vogel genoß es, Macht zu haben, aber letztlich hat ihn das das Leben gekostet.» Tanja ließ ihre langen Beine schaukeln, sie saß auf Susannes Bettkante. Auf dem Stuhl

hockte Urs Bernhardt und fühlte sich sichtlich unwohl in der Krankenhausatmosphäre. Er fummelte nervös an einem in Geschenkpapier eingewickelten Buch herum. «Mein neues Buch, Musik und Theologie beim Doktor Faustus, ich dachte, das paßt zum Thema Versuchung», erläuterte er verlegen. «Pralinen habe ich natürlich auch mitgebracht.» Er fischte aus einer Plastiktüte eine Megapackung heraus. «Das paßt auch, finde ich.» Er grinste zufrieden. Obwohl sie sich völlig erschöpft und zerschlagen fühlte, mußte Susanne lachen. Urs Bernhardt schaffte es eben einfach immer, sie zum Lachen zu bringen. Mit seinen buschigen, schrägstehenden Augenbrauen sah er selbst wie ein kleiner Mephisto aus. Das Lachen ließ sie jedoch wieder ihre Schmerzen im Hals spüren. Sie ließ sich erschöpft in ihre Kissen zurücksinken. «Ich verstehe immer noch nicht», stöhnte sie. «Also, er versuchte, Macht zu haben, sag ich doch», meinte Tanja und nahm sich schamlos fünf Pralinen aus der Packung. «Du wirst die Pralinen sowieso nur aus der Schnabeltasche lutschen können, Liebste.» Mit vollem Mund erzählte sie weiter: «Er hatte diesen besonderen Blick, mit dem er die Begabungen von Menschen erkannte. Und er sah, daß Jens außergewöhnlich begabt war. Deshalb hat er ihm 300000 Euro angeboten, damit er den Schwalbacher Hof kaufen konnte. Das war die Versuchung für Jens, und er ist darauf hereingefallen. Denn, was er nicht wußte, Vogel bestand darauf, daß die von ihm Erwählten ihre Begabung voll auslebten. Er setzte die Meßlatte immer ein Stückchen zu hoch, so daß er herausfinden konnte, ob sie wirklich begabt waren.» «Aber Jens war doch begabt», protestierte Susanne. «War er auch», bestätigte Tanja, «aber nicht fähig, dem Druck der hohen Erwartung wirklich standzuhalten. Die 16 Löffel

haben ihn fertiggemacht. Das ist eben eine Typfrage. Die einen beflügelt eine hohe Erwartung, die anderen zerbrechen daran. Christian Vogel zum Beispiel, der ist fast daran zerbrochen. Und wir wissen, was die Mitarbeiter von Mainz-Glas erzählt haben, die aus dem Superteam von Vogel ausgeschieden sind. Ich bin mir sicher, einige von denen tragen noch einen Packen Probleme mit sich herum. Einer hat gesagt, es hätte ihm das Leben gerettet, daß er rechtzeitig gegangen ist. Das glaube ich ihm. Vogel war unglaublich begabt, und er sah die Begabungen anderer. Das hat bei einigen seiner Mitarbeiter wunderbar funktioniert, andere hat es zerstört.» «Es gibt eben keine Begabung, die einseitig gut oder schlecht ist», ergänzte Bernhard, «alles, was wir können, ist uns von Gott geschenkt worden. Was wir daraus machen, liegt in unserer Hand. Es kann sowohl schrecklich als auch schrecklich schön sein.» Zufrieden griff auch er herzhaft in die Packung Pralinen. «Aber warum hat Jens den Vogel dann umgebracht, er hätte ihm doch auch einen Vergleich anbieten können oder eine Rückzahlung?» fragte Susanne verzagt. «Das ist eben das Schreckliche», erklärte Tanja, «daran war Vogel nicht mehr interessiert, und das hat ihn das Leben gekostet in dem Moment, als er sein Leben finden wollte. Er hatte genug von diesem Dr.-Faustus-Spiel, er wollte nach Thailand und nur noch mit dem Herzen fühlen. Mainz-Glas, *Amuse Gueule*, der Schwalbacher Hof, das war ihm plötzlich alles egal. Er wollte einen neuen Anfang machen und dafür genug Geld haben. In Thailand wollte er sich ganz auf sein neues Leben konzentrieren. Das Tragische ist, daß er auf der Spur der Liebe in seinem Leben war und sterben mußte, weil er einem anderen Menschen, nämlich Jens Maistrom, damit das Liebste rauben wollte.» Susanne



heulte hemmungslos. «Ja, tut mir leid, aber er liebte den Schwalbacher Hof mehr als dich.» «Woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott», ergänzte Urs Bernhardt freundlich. «Und wenn man nicht Gott, sondern ein anderes Ding zum Gott erhebt, dann ist das selten förderlich für die eigene oder fremde Gesundheit.» «Es wäre in der Tat besser gewesen, er hätte dich mehr geliebt als den Schwalbacher Hof», meinte Tanja bedrückt. «Denn dann wäre sinnloses Leid vermieden worden. Aber als Vogel sein Geld zurück wollte, da sah Jens rot. Er spürte ja schon, daß er dem Erwartungsdruck nicht gewachsen war. Nach allem, was wir aus ihm herausbekommen konnten, war es nicht Mord, sondern Totschlag. Er bekam irgendeine Flasche in die Hand und schlug zu. Daß er die Leiche zerteilt hat, war das Ergebnis purer Verzweiflung, er wußte ja nicht, wohin mit Vogel. Und so packte er ihn in Einzelteilen in die Gefriertruhe. Die Hähne, die sollten an dem Abend als coq au vin im Schwalbacher Hof serviert werden. Als er etwas zur Besinnung gekommen war, begriff er, daß von seinem Alibi viel abhängen würde. Er hat dann zuerst das Haus von Vogel durchsucht, um den Schuldschein zu finden und dich dann mit dem Spontanurlaub in Paris überrascht. In der Tat hat dann auch niemand an ihn als Täter gedacht, ich wußte ja, daß ihr in Paris wart. Seine Idee, die Leiche einzufrieren, hat ihm ein perfektes Alibi verschafft, da so der Todeszeitpunkt nicht auf den Tag genau festgestellt werden konnte – zumal du mit ihm unterwegs warst und ich an deiner Aussage keinerlei Zweifel hatte.» Susanne schluchzte erneut auf. Tanja fuhr fort: «Nach eurer Rückkehr aus Paris mußte er die Leiche fortschaffen, auf Dauer konnte sie ja nicht in seiner Gefriertruhe bleiben.» Urs Bernhard kicherte. «Das wäre dann nicht die ewige, son-

dern die eisige Ruhe.» Tanja schaute ihn strafend an. «Bevor er mit den Leichenteilen zum Lennebergwald fuhr, fiel ihm ein Bericht ein, den er kürzlich über Satanisten gelesen hatte. So nagelte er die Hähne und die Hand an die Platanen – du weißt ja, daß sein Auto faktisch ein Werkzeugkasten war.» Susanne kamen bei der Erinnerung an Jens wieder die Tränen. «Das war doch nicht er», klagte sie. «Er muß außer sich gewesen sein, wie von Sinnen.» «Wir wissen nie, wer wir sind, wenn wir der Versuchung erliegen», sagte Urs Bernhardt erstaunlich sanft und schob sich – nach einigem Zögern – noch eine Walnuß-Marzipan-Praline in den Mund. «Hat er nach mir gefragt?» erkundigte sich Susanne zaghaft. Tanja schluckte einen Moment. «Nein, und ich glaube, ich weiß auch warum. Er weiß sehr genau, was er dir angetan hat. Es wird seine Zeit dauern, aber du wirst sehen, daß er dir damit zeigt, daß er dich sehr lieb hat. Er gibt dich frei, Susanne. Das ist das mindeste, was er für dich tun kann. Und das schwerste.» Urs Bernhardt dachte nach und ergänzte: «Das ist Liebe, und manchmal gehört es zur Liebe dazu zu verzichten.» Er klappte den Deckel der Pralinschachtel zu und nahm Susanne, ganz vorsichtig, in die Arme. «Was machen Sie eigentlich hier, Herr Bernhardt?» fragte sie schniefend und etwas undeutlich, weil ihr Gesicht gegen seinen Nickipullover gedrückt wurde. Weiß der Himmel, dachte sie, wo er diese Dinger auftreibt, die sind doch schon seit Jahren aus der Mode. «Du hast offenbar eine echte Erinnerungslücke», stellte Tanja fest. «Wer weiß, ob du ohne Herrn Bernhardt noch leben würdest. Ihm kam es nämlich komisch vor, daß du nicht da warst, wo ihr euch doch fest zum Kaffeetrinken verabredet hattet. Er hat dann an der Wohnungstür gestanden und gewartet und plötzlich ein Stöh-

nen aus der Wohnung gehört. Das hat ihn dann beunruhigt und er hat die Polizei gerufen. Tja, und da haben wir dich gefunden, du hattest noch den Schuh in der Hand. Es war keine Minute zu früh, denn dein Kreislauf war lebensbedrohlich zusammengebrochen, und Jens war schwer verletzt und hatte einiges an Blut verloren. Ich kenne dich, ich weiß, was du dir für Vorwürfe gemacht hättest, wenn er tatsächlich gestorben wäre. Na, und um dich wäre es ja auch schade gewesen, wen soll ich sonst beim Joggen antreiben?» Tanja schneuzte sich, damit Susanne nicht sah, daß ihr die Tränen in die Augen gestiegen waren. Ihre Freundin war dem Tod tatsächlich nur um Haaresbreite von der Schippe gesprungen. «Tja», meinte Urs Bernhardt, «und so müssen wir das mit dem Kaffeetrinken halt hier im Krankenhaus erledigen. Obwohl ich mir sicher bin, daß Ihr Kaffee besser wäre als diese Brühe.» Er rümpfte die Nase. Dann hellte sich seine Miene auf. «Aber wir könnten das mit dem Kaffeetrinken ja wiederholen, was meinen Sie, meine Liebe?» Susanne nickte stumm. Und dann drückte sie ihren Kopf noch einmal gegen den unmöglichen Nicki und nahm ihren Lebensretter so fest sie konnte in die Arme.

\* \* \*

Frau Klaas-Selter schüttelte Tanja und Arne fest die Hände. «Gratuliere, Frau Schmidt, Herr Dietrich, Sie haben die Ermittlungen zu meiner vollsten Zufriedenheit geführt und zu einem guten Abschluß gebracht. Aber eigentlich hatte ich auch nie Zweifel an Ihrem Erfolg – Sie zwei sind schließlich mein bestes Team.» Frau Klaas-Selter lächelte herzlich. Arne und Tanja lächelten herzlich zurück.

«Motte», flüsterte Arne Tanja ins Ohr. «Wie bitte?» Frau Klaas-Selter schaute mißtrauisch. «Flott», Arne blickte Frau Klaas-Selter bewundernd an. «Das habe ich gerade zu meiner Kollegin gesagt. Flott, wie Frau Klaas-Selter heute wieder aussieht.» «Ach, tatsächlich?» Geschmeichelt blickte die Vorgesetzte an ihrem Outfit herunter. Sie trug heute ein rosa Twinset, mit dem sie auch in einer englischen Vorabendserie hätte auftreten können. Tanja lächelte strahlend. «Wirklich flott, da hat der Kollege Dietrich recht.» «Danke! Daß Ihnen das auffällt! Ich habe wirklich lange gesucht, bis ich die Teile gefunden habe.» «Das glaube ich», sagte Arne im Brustton der Überzeugung, «aber Qualität ist eben nicht leicht zu finden, dafür erkennt man sie auf den ersten Blick.» Frau Klaas-Selter schaute verblüfft. «Ich wußte gar nicht, daß Sie so ein gutes Gespür haben, Herr Dietrich», meinte sie. «Berufssache, Frau Klaas-Selter. Wir Kriminalbeamte leben doch von unserem Gespür.» Frau Klaas-Selter nickte zustimmend. «In der Tat. Und Ihr Gespür soll sich auch lohnen. Ich kann Ihnen, liebe Frau Schmidt, heute die erfreuliche Mitteilung machen, daß Sie aus vielen Bewerbungen für die wichtige und anspruchsvolle Aufgabe in Rumänien ausgewählt wurden. Offiziell geht Ihnen die Mitteilung morgen zu. Aber Sie können ruhig schon packen. Die rumänische Polizei braucht fähige, belastungsfähige und engagierte Berater wie Sie. Nur wir hier in Mainz», sie nickte Arne zu, «werden Sie natürlich schmerzlich vermissen. Aber Sie kommen ja wieder. Auf Dauer können wir Mitarbeiter, die sich wie Sie für höhere Aufgaben qualifizieren, tatsächlich nicht entbehren.» Tanja und Arne strahlten Frau Klaas-Selter an. «Das hören wir doch gerne, Chefin.» «Ratte», flüsterte Arne Tanja ins Ohr. Frau Klaas-Selter drohte scherzend mit dem Zeigefinger. «Flüstern ist nicht

höflich, lieber Herr Dietrich. Ich möchte doch Ihre Komplimente lieber laut hören.» Arne lächelte. «Das traue ich mich dann doch nicht, sonst halten Sie mich noch für einen Schmeichler. Manche Komplimente, Chefin, sollte man nicht hören, sonst wird man eingebildet. Sagt schon Kleist.» Frau Klaas-Selter schüttelte den Kopf. «Kleist, also, wofür Sie sich so interessieren, Herr Dietrich! Aber ich sage ja immer, wir können stolz auf unsere Beamten sein.» Damit verließ sie den Raum. Arne und Tanja schauten sich an. Dann zog Arne ein speziell präpariertes Dart-Spiel unter dem Schreibtisch hervor und reichte Tanja zwei Pfeile. «Für dich, Süße, aber wir müssen uns mit der Partie beeilen, ehe die Kollegen zum Gratulieren kommen.»

\* \* \*



Tanjas Zunge klebte am Daumen. Sie räusperte sich mehrfach, es half wenig. Sie fühlte sich wie mitten in der Sahara ausgesetzt, auch wenn sie keinen Schimmer hatte, wie es tatsächlich in dieser Wüste war. Aber schlimmer als jetzt konnte es nicht sein. Ihr T-Shirt klebte, Schweiß rann ihr in Strömen vom Leib, ihre Augen waren schon ganz rot, weil ihr die Schweißtropfen in die Augen geronnen waren. Sie hatte den Eindruck, daß sie auf ihrem Stuhl klebte. Sie wagte es nicht, sich das T-Shirt über den Kopf zu ziehen, obwohl sie ganz allein zu Hause war. Sie stellte sich vor, daß sich mit dem Stoff auch ihre Haut ablösen müsse. Tanja wischte sich mit einem Handtuch den Schweiß von den Händen. Sie mußte wenigstens in der Lage sein, seine Telefonnummer zu wählen. Er sah ja nicht, in welchem Zustand sie sich befand. Wie in Zeitlupe und ferngesteuert tippte sie die Ziffern. Es klingelte, sie wartete. Hatte sie jemals schon

so gewartet? So ängstlich und freudig zugleich? So entmutigt und so triumphierend? Was auch immer jetzt geschehen sollte – sie war glücklich, überschwenglich glücklich darüber, daß er lebte. Im Rückblick erkannte sie plötzlich, daß das tatsächlich Liebe sein mußte. Sie würde ihn verlieren, einfach weil ihrer beider Leben überhaupt nicht kompatibel war. Aber sie spürte, daß es nichts Kostbareres auf dieser Erde gab als dieses Gefühl: zu lieben. Auch wenn sie ihn verlieren mußte: Er hatte ihr etwas geschenkt, das sie noch nie gekannt hatte. Sie hatte aus Sorge um ihn sich selbst vergessen. Und es war ihr noch nie im Leben gelungen, sich selbst zu vergessen. Sie wußte, daß es ein großes Glück war, sich selbst vergessen zu dürfen. Das Freizeichen tönte. Und dann hörte sie seine Stimme. Es war so unglaublich schön, diese Stimme zu hören. Tanja holte tief Luft. Ihre Stimme klang in ihren eigenen Ohren fremd. «Herr Jacobi, ich möchte Ihnen mitteilen, daß Sie nicht weitersuchen müssen. Wir haben den Mörder Ihres Freundes gefunden.» «Frau Schmidt. Warum rufen Sie mich an?» «Weil ich nicht möchte, daß Sie sich einen Tag länger als nötig in Gefahr begeben.» Die Stimme wurde kühl. «Wieso glauben Sie, ich hätte Ihre Fürsorge nötig?» Sie hatte alles versaut. Er war kein Kind, ein erwachsener Mann, wie konnte sie ihm klar machen, daß sie sich einfach gesorgt hatte, gelitten hatte wie ein Hund. Plötzlich war ihr alles egal. «Es tut mir leid. Natürlich haben Sie keine Fürsorge nötig. Ich hatte nur Angst, daß Sie in Lebensgefahr sind, daß der Mörder Sie findet, bevor Sie ihn entdecken, oder daß Sie sich mit dieser Iran-Irak-Geschichte bei den falschen Leuten in Erinnerung bringen.» Sie zögerte, riskierte dann alles: «Ich hätte es einfach nicht ertragen, wenn Ihnen etwas zugestoßen wäre.» Sie schwieg erschöpft. «Wer war es?» fragte

Jacobi. «Es war Jens Maistrom», erzählte Tanja. «Strenggenommen war es auch kein Mord, sondern Totschlag. Er hat Vogel im Affekt erschlagen, als der sein Kapital aus dem Schwalbacher Hof abziehen wollte. Da hat er rot gesehen und mit einer Weinflasche zugeschlagen. Der Mann kämpft übrigens gerade selbst mit dem Tod. Er hat versucht, seine Lebensgefährtin, meine Freundin Susanne Hertz, zu erwürgen, als die durch einen Zufall alles entdeckte. Susanne wehrte sich mit einem Schuh.» «Mit einem Schuh?» unterbrach Jacobi verblüfft. «Ja, mit einem Schuh. Susanne hat einen Schuhtick, das hat ihr wahrscheinlich das Leben gerettet. Der besagte Schuh war eine Sandale mit einem 5-Zentimeter-Metallabsatz. Ganz schön schwer, ich habe sie selbst in der Hand gehalten. Damit kann man schon gut zuschlagen, und das hat Susanne auch getan, mit der Kraft der Verzweiflung.» Jacobi schwieg einen Moment. «Wie geht es Ihrer Freundin?» Tanja lachte. «Sie hat alles gut überstanden. Glücklicherweise hatte sie sich mit ihrem Professor verabredet, und der hörte hinter der Tür ihr Stöhnen und rief die Polizei. Sie war ohnmächtig, und es hätte übel ausgehen können, wenn dieser Theologe sie nicht entdeckt hätte. Jetzt liegt sie im Krankenhaus und sorgt sich am meisten um ihren Freund – äh, Ex-Freund. Pfarrer sind schon ein komisches Völkchen.» Jacobi schmunzelte hörbar. «Sie behalten sie noch zur Beobachtung da, aber morgen oder übermorgen soll sie entlassen werden.» Tanja schwieg. Ihr fiel nichts mehr ein, die Worte schienen sich in sie zurückzuziehen. «Und Sie», fragte Jacobi, und seine Stimme klang plötzlich ganz warm und voll, «wie geht es Ihnen?» Tanja schluckte. Was sollte sie antworten? «Mir geht es prima, einmal abgesehen davon, daß ich jede Nacht mein Kissen vor Sehnsucht nach Ihnen naß weine und

meinem Kollegen mit meinen für ihn unerklärlichen Stimmungsschwankungen auf den Geist gehe. Oder: Bitte kommen Sie doch möglichst schnell vorbei und schlafen Sie mit mir. Oder: Könnten Sie sich vorstellen, Ihr Leben mit einer 30 Jahre jüngeren, ungebildeten Polizistin zu verbringen, die von der Welt bisher nur Mainz und die Eifel gesehen hat? Oder: Können Sie bei Ihrer nächsten Reise nach Südafrika zwei Tickets buchen, haha?» «Wie geht es Ihnen?» fragte Jacobi noch einmal. «Ach, gut», antwortete Tanja lahm. «Ich fliege nächste Woche nach Rumänien, ich bin da für ein Jahr im Auslandseinsatz.» «Das ist ja hochinteressant. Rumänien kenne ich gut, da haben Sie eine anspruchsvolle Aufgabe.» «Na wunderbar, er kennt Rumänien gut, was kennt der Mann eigentlich nicht?» dachte Tanja. «Ja, es wird bestimmt ganz interessant», sagte sie statt dessen laut, und der Satz klang selbst in ihren Ohren furchtbar banal. Wieso konnte sie jetzt nicht sprühend und lebendig erzählen und diesen Menschen mit ihrer Persönlichkeit faszinieren? Sie holperte durch dieses Gespräch wie ein Traktor über den Rübenacker. «Tja, dann wünsche ich Ihnen einen guten Flug und eine erfolgreiche Zeit», sagte Jacobi. «Und danke, daß Sie mich angerufen haben.» Es knackte in der Leitung, er hatte aufgelegt. Tanja warf sich auf ihr Bett und weinte und schluchzte so hemmungslos, daß sie nicht einmal hörte, daß Arne an ihrer Wohnungstür klingelte. Aber sie hätte ihm auch dann nicht aufgemacht, wenn sie es gehört hätte.

\* \* \*

Der Frankfurter Flughafen war so ungemütlich wie immer. Susanne und Arne standen neben Tanja in der Schlange vor



dem Check-In. Keinem fiel irgend etwas Intelligentes ein, so schwiegen sie, bis Tanja ihre Koffer auf das Förderband gewuchtet und ihre Bordkarte entgegengenommen hatte. «Tja, dann geh ich wohl mal durch die Kontrolle», meinte sie. «Ich werde euch zwei in Bukarest ganz schön vermissen.» Arne scharrte verlegen mit den Füßen. «Schreib mal 'ne Karte. Meine Telefonnummer hast du ja auch. Und wenn du da bist, kannst du uns ja deine Kommunikationsdaten mailen. Wenn Frau Koordinationschefin dafür Zeit haben.» Tanja boxte Arne liebevoll auf den Arm. Der verzog das Gesicht. «Oh, Mist, schon wieder die alte Stelle. Wird nicht wieder vorkommen, versprochen! Also, ich maile euch gleich, wenn ich angekommen bin. Das ist das erste, was ich mache. Ohne euch wird das sowieso öde.» Arne zog eine Postkarte aus der Tasche. «Apropos <melden>. Das hatte ich fast vergessen. Rat mal, wer diese Karte geschrieben hat!» Tanja schaute ratlos. «Keine Ahnung!» Arne grinste. «Johannes Friedrich. Seine Mutter hat die Karte heute im Präsidium vorbeigebracht. Die Karte kommt aus Myanmar. Früher Burma. Friedrich hat sich dort in einem buddhistischen Kloster einquartiert und verbringt die Tage auf der Suche nach sich selbst. Morgens läuft er mit der Bettelschale durch die Gegend und freut sich über den Reis, den ihm mitleidige Seelen in die Schüssel legen. Da wird eine Kreditkarte natürlich nicht gebraucht. Die Postkarte hat er irgendwem mit der Bitte gegeben, sie zu frankieren und einzuwerfen. Das hat seine Zeit gebraucht. Buddhas Mühlen mahlen langsam.» Tanja lachte. «Dann wäre das ja auch geklärt!» Dann wurde sie wieder traurig. «Wem soll ich auf den Arm boxen, wenn du nicht da bist?»

Susanne nahm die Freundin in die Arme. «Jetzt freu dich mal, endlich kommst du raus aus Mainz, das wolltest du

doch die ganze Zeit. Es wird bestimmt interessant und eine Herausforderung. Das brauchst du jetzt.» Susanne schluckte, ihr stiegen die Tränen in die Augen. «Und noch einmal danke für alles. Ich werde dich total vermissen. Wer treibt mich jetzt im Wald an? Wem kann ich wegen Jens die Ohren vollheulen?» Tanja wischte sich die Augen. «Das ist bloß meine blöde Allergie, nicht daß ihr was anderes denkt. Du wirst schon alleine klar kommen, vielleicht läuft dir im Wald ja mal ein netter Typ über den Weg.» Susannes Blick verdüsterte sich. «Lebendig, meine ich, nicht in Einzelstücken.» Susanne kicherte. «Du bist und bleibst unmöglich, Tanja. Komm, laß dich noch mal drücken.» Sie nahm Tanja noch einmal fest in die Arme. Dann fiel ihr Blick über die Schulter der Freundin. Eine schmale, große Gestalt lehnte an einer Säule. Eisgraue Haare, kobaltblaue Augen. Eine einzige, rote Rose in der Hand. «Ich glaube, wir machen uns mal auf den Weg», sagte Susanne. «Du auch, Arne.» Arne verstand nicht. «Wieso denn jetzt plötzlich so hektisch?» Susanne zog ihn weg. «Arne, sag brav auf Wiedersehen, wir müssen gehen.» Arne drehte sich um und begriff. «Ach so, ja, also Tanja, guten Flug, melde dich, und zeig den Bukarestern, wie ordentliche Polizisten arbeiten. Und vergiß mich nicht.» Er drückte Tanja ganz fest, dann ließen sie eine irritierte Tanja mitten im Flughafen stehen. Tanja war völlig überrumpelt. «Warum habt ihr zwei es denn so eilig? Wollt ihr nicht warten, bis ich durch die Kontrolle bin?» rief sie den Freunden noch hinterher. Dann drehte sie sich um und wurde blaß. «Du?» flüsterte sie. Die vertraute Anrede ging ihr wie selbstverständlich über die Lippen, alles andere wäre unangemessen gewesen. Wolfgang Jacobi stand vor ihr. «Ja, ich.» Dann küßte er sie vorsichtig. «Erstaunlich», dachte Tanja, «daß dieser Mann

so zart küssen kann.» Ihr wurde schwindelig, sie würde doch nicht mitten auf dem Frankfurter Flughafen ohnmächtig werden? Sie spürte Jacobis Stärke und überließ sich seiner Umarmung, schnupperte den Duft seiner Haut, es überraschte sie nicht, daß er sie erregte. Vorsichtig löste sich Jacobi aus ihrer Umarmung und liebte ihr kurzes Haar. «Jetzt bring ich dich zur Paßkontrolle. In drei Wochen habe ich einen Flug gebucht.» Tanja schluckte. «Du fliegst nach Bukarest?» Jacobi lächelte. «Ja glaubst du, ich lasse dich jetzt aus den Augen? Meinst du denn, ich habe nicht gemerkt, was du auch gemerkt hast?» Er küßte sie zärtlich auf die Nase. Dann schaute er wieder ernst. «Du brauchst Bukarest, Tanja. Du wirst das machen. Ich komme, so oft du willst und ich kann. Wenn du deinen Job erledigt hast, dann sehen wir weiter.» Tanja spürte, wie ihr die Tränen über das Gesicht liefen. Sie schniefte leicht. Jacobi tupfte ihr mit seinem Taschentuch die Tränen ab. «Es ist doch alles gut. In drei Wochen bin ich bei dir. Und jetzt bist du eine große, erfolgreiche Kommissarin, die den Bukarestern zeigt, wie es geht.» Er nahm ihren Arm, gemeinsam liefen sie zur Paßkontrolle. Um sie herum eilten Menschen geschäftig hin und her. Tanja erschien es, als ereignete sich all dies in Zeitlupe. Sie glaubte, jeden Moment müsse sie aufwachen und das ganze wäre nur ein schöner Traum. Vorsichtig kniff sie sich in den Arm. Doch immer noch ging dieser wunderbare und schöne und gefährliche und rätselhafte und zugleich so geheimnisvoll vertraute Mann neben ihr. «Wenn es ein Traum ist», entschied sich Tanja, «dann träum ich den jetzt bis zum Ende.» Jacobi lächelte sein schmales Lächeln.

\* \* \*

«Na, na, Frau Hertz», murmelte Dekan Dr. Weimann tröstend und zugleich verlegen, während er in den Tiefen seines Sakkos nach einer Packung Tempotaschentücher fahndete. «Ich weiß, es war alles nicht leicht für Sie. Und wir sind so froh, daß Sie die ganze Sache überlebt haben.» «Aber ich hab mich doch in Mainz so wohl gefühlt», schluchzte Susanne. «Wo soll ich denn jetzt hin, es ist alles so furchtbar traurig.» Die Tränen flossen nun noch heftiger, endlich hatte Weimann die Packung entdeckt und nestelte umständlich ein Taschentuch heraus. «Hier, bitte», sein Blick fiel auf Susannes Schuhe, in allen Regenbogenfarben changierendes Schlangenleder, war das echt? Der Absatz hatte mindestens 8 Zentimeter. «Was haben Sie eigentlich mit den anderen Schuhen gemacht?» fragte er nachdenklich. «Wie bitte?» «Schon gut», Weimann riß sich von den Schuhen los. «Warum wollen Sie eigentlich aus Mainz weg?» erkundigte er sich. «Ich verstehe natürlich, daß Sie die Erinnerung belastet, aber ich bedauere es sehr, eine so kompetente und flexible Kollegin zu verlieren. Wollen Sie es sich nicht noch mal überlegen?» «Ja, aber aber ...», Susanne kam ins Stottern. «Muß ich denn nicht weg?» «Warum sollten Sie denn wegmüssen?» wunderte sich Weimann. «Sie haben doch nichts verbochen!» «Aber ich war doch die Freundin von Jens, und jetzt liegt er im Krankenhaus und im Prozeß werde ich auch aussagen müssen und jeder weiß Bescheid ...» Die Tränen flossen wieder in Strömen. «Frau Hertz», Weimann wurde streng, «jetzt reißen Sie sich mal zusammen. Sie haben weder einen Menschen umgebracht noch ihn in Einzelteile zerlegt, noch seine Hand vor der 14-Nothelfer-Kapelle ange-nagelt.» «Jens ist aber schwer verletzt, und auf einem Auge ist er fast blind», heulte Susanne. «Das war ja wohl Not-

wehr, er wollte Sie schließlich erwürgen.» Weimanns Blicke wanderten unwillkürlich zurück zu den Schlangenleder-Schuhen. Jens Maistrom hatte in der Tat Glück gehabt, daß er die Sache überlebt hatte. Wenn er sich recht erinnerte, hatte das Susanne rettende Exemplar Stahlabsätze gehabt. Er schüttelte sich ein wenig. «Ich erinnere mich an gar nichts mehr», meinte Susanne, «und ich weiß auch nicht, ob ich traurig oder erleichtert oder entsetzt sein soll, es ist ein komplettes Gefühlschaos. Meinen Sie das ernst, daß ich nicht weg muß?» «Frau Hertz», jetzt war Weimann ganz väterlich, «Sie machen jetzt erst mal Urlaub, und dann fangen Sie mit frischen Kräften wieder an. Das wird sich schon sortieren. Irgendwas wird der HERR sich schon bei der ganzen Sache gedacht haben, auch wenn ich nicht genau weiß, was. Aber gewiß wird Sie die Angelegenheit innerlich reifen lassen. Haben Sie schon eine Idee, wo Sie sich so richtig erholen können? Wie wäre es mit Malta, da sind Sie doch wie zu Hause!» «Das wäre eine Idee», Susanne schniefte noch ein bißchen, aber sie schaute schon zuversichtlicher in die Welt. «Auf Malta hat schließlich schon einer nach einem Mord Zuflucht gefunden», fiel es Weimann ein, «Sie kennen doch gewiß die Geschichte Caravaggios, des berühmten Malers.» «Nein, kenne ich nicht», mußte Susanne zugeben. Dr. Weimanns Augen begannen zu leuchten, bei Caravaggio ging ihm immer das Herz auf. «Also, der große Künstler mußte aus Italien fliehen und kam zu den Rittern auf Malta, leider hat sein aufbrausender Geist auch dort einen längeren Aufenthalt verhindert. Aber in Valletta können Sie noch sein Meisterwerk, die «Enthauptung des Johannes», besichtigen. Wie das Licht auf das Schwert fällt ...», Weimann strahlte vor Begeisterung, er kam richtig in Fahrt, «wie Caravaggio

den Moment einfängt, in dem das Blut aus dem Hals strömt ...» Erst jetzt fielen ihm die erschrocken weit aufgerissenen Augen seiner Gesprächspartnerin auf. «Oh, entschuldigen Sie, Frau Hertz, wie unsensibel von mir!» Susanne war etwas blaß im Gesicht geworden. «Vielleicht, äh, schauen Sie sich das Bild ein anderes Mal an, es lohnt sich auf jeden Fall, aber wohl nicht im Moment ...» Weimann verlor den Faden, sammelte sich dann und fuhr entschlossen fort: «Und wenn Sie wieder da sind, dann sprechen wir über die Vakanz in Mainz-Finthen. Ein hübsches kleines Kirchlein, Obstbauern, Spargelfelder und seit Menschengedenken kein Verbrechen außer Kirschenklau. Sie werden sehen, in ein paar Monaten sieht die Welt schon ganz anders aus.»

«Aber was die Finther zu bunt changierendem Schlangeneder sagen, das weiß ich nicht», dachte Weimann, nachdem er sich von Susanne verabschiedet hatte und während ihre Absätze noch vernehmlich durchs Dekanatsbüro klapperten. «Wir werden sehen.»

